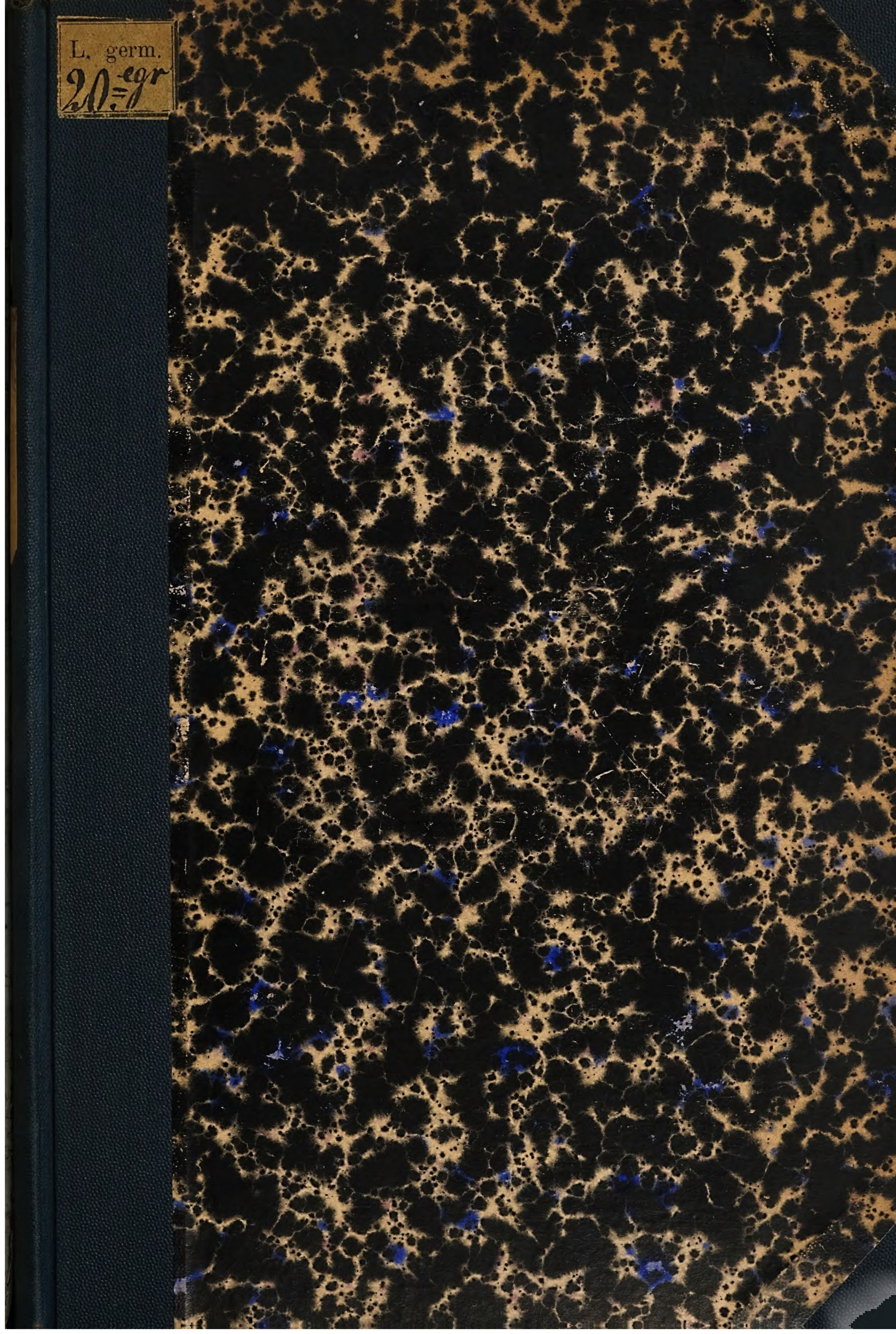


L. germ.
20. ^{egr}



L. germ. 20 egre

Bax

<36631976450010

S

<36631976450010

Bayer. Staatsbibliothek

Vorschläge

zur

Reform der deutschen Orthographie

nach den

Grundsätzen der Phonetik

von

Richard Bax,

Mitglied des allgemeinen Vereins für vereinfachte Rechtschreibung.

Prüfet Alles, und das Beste behaltet!

Leipzig.

Verlag von Friedrich Geissler.
(E. Trachbrodt).

1891.

1957c

= Ges. 1802



Bax, Orthographie-Reform.

Vorschläge

zur

Reform der deutschen Orthographie

nach den

Grundsätzen der Phonetik

von

Richard Bax,

Mitglied des allgemeinen Vereins für vereinfachte Rechtschreibung.

Prüfet Alles, und das Beste behaltet!



Leipzig.

Verlag von Friedrich Geissler,
(E. Trachbrodt).

1891.



Vorwort.

Ein in Nr. 16 des Bromberger Tageblatts vom 19. Januar 1888 von mir veröffentlichter Aufsatz über das Thema: „Zur Reform der Orthographie“ rief — wie mir der damalige Chef-Redakteur, Herr Prof. Dr. Contzen, mitteilte — eine kleine Revolution hervor und veranlasste mich, den Stoff durch allmählichen Ausbau zu einem Büchlein zu erweitern, das dem Verlage des Herrn Franz Axt in Danzig zugeht.

Infolge dieser Broschüre und nachdem auf Anregung des Herrn Carl Hempel-Charlottenburg — Chef-Redakteur des in Berlin erscheinenden wissenschaftlichen Centralblatts für Stenographie und Schriftkunde — Teile meiner orthographischen Arbeit in genannter Monatsschrift der Öffentlichkeit übergeben worden waren, gingen mir verschiedene Prospekte und Briefe zu, von denen mehrere neben beistimmender und entgegengesetzter Meinung einige Winke zum Bessern enthielten, durch deren Annahme sich meine Ansicht vielfach geklärt und modifiziert hat, namentlich dann, als mich Herr Tschirch-Bunzlau auf den von Herrn Dr. Frikke-Wiesbaden begründeten allgemeinen Verein für vereinfachte Rechtschreibung, dessen Existenz mir vor Abfassung meiner Broschüre unbekannt war, aufmerksam gemacht hatte.

Den über die Bestrebungen des Vereins orientierenden Schriften des Obmannes — „Abriss einer vereinfachten Volksorthographie“, „Die Orth. nach den im Bau der deut. Spr. liegenden Gesetzen“ und „Reform“

— habe ich vielfach Gesichtspunkte vorliegender Arbeit entlehnt, bei einer Meinungsdivergenz jedoch meine eigene Anschauung stichhaltig zu begründen gesucht. Weiteres Material boten mir: „Archiv f. n. Sprachen“, „Antiqua oder Fraktur?“ von Knebel und die „Vorschläge etc.“ von Rissmann.

Keineswegs aber mache ich den Anspruch, nunmehr eine erschöpfende Behandlung des Stoffes geliefert zu haben. Eingedenk der Sentenz: „Willst du, dass man mit hinein, in das Haus dich baue, lass es dir gefallen Stein, dass man dich behaue“ bin ich auf die gemachten Vorschläge nicht zu sehr versessen und gebe gerne zu, dass sie erweiterungs- und beschränkungsfähig sind. Dankbar sollen auch ferner berechnigte Tadel aufgenommen werden, um so lieber, wenn sie praktische Verbesserungsvorschläge enthalten.

Wo es mir geboten schien, habe ich verschiedene Ansichten neben einander gestellt; denn wer etwas beschliesst, ohne die andere Partei gehört zu haben, handelt nicht billig, selbst wenn er Billiges beschlossen hätte.

Welche Aufgabe hat sich nun vorliegende Broschüre gestellt? Vor Beantwortung dieser Frage sei ein Doppeltes vorausgeschickt:

Ermutigt durch die Äusserungen unseres Kaisers über die Mängel der jetzt üblichen Orthographie und seinen Schulerlass ans Kadettencorps, alles Überflüssige und Unwesentliche aus dem Schulunterrichte zu entfernen, hat der engere Ausschuss des allg. Orth.-Vereins ein Schreiben mit der Bitte um eine Regelung der Orthographie nach den Gesetzen der Lauttreue an Kaiser Wilhelm gerichtet und infolge dessen am 19. Juni 1890 die Antwort erhalten, dass höchstderselbe das Unterrichts-Ministerium beauftragt habe, den Gegenstand in weitere Erwägung zu ziehen.

Ferner äusserte Sr. Maj. der Kaiser bei Gelegen-

heit des am 13. Sept. 1890 den obersten Behörden der Provinz Schlesien gegebenen Diners im Verlaufe seines Trinkspruches: An meinen königlichen Dank knüpfe ich den Wunsch, „dass unsere Bürger endlich aus dem Schlummer erwachen mögen, in dem sie sich so lange gewiegt haben und nicht bloß dem Staat und seinen Organen die Bekämpfung der umwälzenden Elemente überlassen, sondern selbst mit Hand anlegen.“

Nun zur Antwort: Frikkes Vorgang und die angeführten Kaiserworte, welche — allgemein gehalten —, in dem Wunsche gipfeln, jeder Einzelne möge zur Abstellung von Übelständen dem Staate und seinen Organen die Hand bieten, bewogen mich, meine Vorschläge, die nur in wenigen Punkten von Frikkes Forderungen abweichen, zur Kenntnisnahme nicht bloß an Sr. Majestät, sondern auch an die Reichstag-Fraktionen, das Abgeordnetenhaus, das Kultusministerium und alle deutschen Schulbehörden einzusenden, um so in diesen Kreisen für eine Abänderung der Orthographie Interesse zu erwecken oder, wo solches schon vorhanden, rege zu erhalten.

Sollte dieses gelingen, sollten die einzelnen Regierungen meine Broschüre zum Gegenstande der Besprechung in Lehrer-Konferenzen empfehlen und ihre Forderungen höhern Orts befürworten, sollten im Reichstage oder Abgeordnetenhaus diesbezügliche Anträge gestellt werden, so wird — falls das Unterrichts-Ministerium nicht vorgegriffen haben sollte — unser willensstarke Kaiser, der gewagt hat, eine socialpolitische Reform aller Länder anzubahnen, gewiss auch die Einführung einer Neu-Orthographie für All-Deutschland anregen oder veranlassen, sobald ihn sein Volk darum bittet, und erwägt man, dass die drei ältesten Kaisersöhne bereits an den ersten Ernst des Schulunterrichts herangetreten sind und dem Monarchen weise, pädagogisch klarblickende Männer beratend zur Seite stehen, so greift berechtigter Weise

VIII

die Hoffnung Platz, Seine Majestät werde bei seinem weitschauenden Blick sehr leicht die vorhandenen Übelstände erkennen und aus eigenem Antriebe mit mächtiger Hand das lästige Schulmeisterkreuz zerschmettern.

Möchten diese Zeilen kein vergebliches Schwimmen gegen den Strom unternommen haben, sondern unter wohlwollender Aufnahme an massgebender Stelle Anlass zu nochmaliger Prüfung der Sache und Purifikation unserer Orthographie geben! Für das selbstlose, unermüdliche und gesegnete Schaffen unseres hoch- und allverehrten, 80jährigen Obmannes würde das der schönste, den Lebensabend versüssende Lohn sein! Möchte ihm solche Freude und Anerkennung werden! Meine wohlgemeinte Arbeit wäre mit belohnt!

Netzthal, im October 1890.

Richard Bax.

I. Leitende Gesichtspunkte.

Unsere Sprache ist eine Lautsprache. Das Schreiben besteht in der Übertragung der Laut- in die Schriftsprache. Die richtige Wiedergabe der Sprachlaute durch Schriftzeichen nennt man Rechtschreibung oder Orthographie, vom griechischen Worte „orthographia“ abgeleitet.

In früheren Zeiten gab es noch keine sog. Orthographie. Jeder schrieb, wie er sprach. Vor 100 Jahren abgefasste Briefe zeigen unter sich die verschiedensten Schreibweisen, damals nichts weiter Auffallendes. Heute ist von dieser freien Schriftsprachenbewegung keine Rede mehr. Wer von der modernen Schreibmethode abweicht, macht sich eines „orthographischen Fehlers“ schuldig, begeht einen Verstoss gegen Bildung und gute Sitte.

Die Rechtschreibung würde nun keine Schwierigkeiten machen, wenn wir in unserer Schriftsprache 1. laut-treue Bezeichnungen hätten und 2. in der Aussprache des Neuhochdeutschen eine ganz bestimmte Lautform besässen. Leider ist beides nicht der Fall, wie später klar hervorleuchten wird. Wäre die Schreibweise immer so, wie auf den ersten Seiten der Schulbibel, dann könnten alle eigenen Übungen für die Rechtschreibung fortfallen. Wohl lautet die Hauptregel: „Schreibe, wie du richtig sprichst“, d. h. setze für jeden Laut das entsprechende Zeichen. Aber wieviel Ausnahmen hat gar bald die angeführte Regel! Nach Absolvierung der ersten Fibel-

seiten, auf welchen die „Gleichschreibung“ herrscht, tritt das Kind mit der „Andersschreibung“ in das Labyrinth der Regeln und Ausnahmen, um Zeit seines Lebens nicht wieder herauszukommen. Jedes Wort hat in der Schriftsprache seine eigentümliche Physiognomie, zu deren Aneignung in vielen Fällen die Gehörsanschauung nicht ausreicht und durch Auge und Hand unterstützt werden muss. Die Abweichung vom phonetischen Princip ist es namentlich, die den Gebrauch unserer Rechtschreibung erschwert und den Wunsch nach einer Reform nahe legt.

Ein einfaches, leichtfassliches Regelwerk, eine den Ansprüchen unserer vielschreibenden Zeit entgegenkommende Kürze und dabei die möglichste Genauigkeit und Unzweideutigkeit sind Hauptanforderungen, die an eine gute Schrift gestellt werden. Auf das Prinzip allein kommt es nicht an. Geraten die Anforderungen in Widerstreit, so ist das Für und Wider derselben genau abzuwägen, bevor die Entscheidung gefällt wird.

Den obigen Anforderungen kann die gegenwärtige Orthographie vielfach nicht gerecht werden; sie ist, wie weiter gezeigt werden soll, schwer erlernbar, besitzt nicht die notwendige Kürze und erweist sich auch als ungenau, so dass sie Harnisch rechtmässig ein Schulmeisterkreuz nennen konnte, und manche deutsche Schulmänner, es ihm nachzuklagen, volle Ursache haben. Die Misstände machen sich in Schule und Leben so deutlich fühlbar, dass sich nicht nur die Gelehrten mit der Erörterung der Verbesserungsfrage abgeben, sondern auch die grosse Masse des Volkes für dieselbe lebhaftes Interesse ergreift. Sehen wir nun in den folgenden Auseinandersetzungen zu, inwiefern solche Zeitströmung berechtigt ist.

Vorher sei indess noch bemerkt, dass wir keiner Neuschöpfung auf orthographischem Gebiete bedürfen. Unsere gegenwärtige Rechtschreibung bietet einen guten

Kern, an den sich eine nachdringende Reform anschliessen kann. Statt eine ganz neue Orthographie einzuführen, haben wir uns auch schon deshalb nur auf eine Verbesserung der gegebenen zu beschränken, weil dieselbe tief in alle Volkskreise eingedrungen ist.

1. Zweckmässige Umgestaltung des gegenwärtigen Alphabets.

Vereinfachen lässt sich unsere Schrift zunächst durch die gänzliche Abschaffung aller überflüssigen Buchstaben und solcher Verbindungen:

Zu entbehren ist zunächst das **c**, bald wie **k**, bald wie **z** klingend: Director, Cantor, Disciplin, Docent. Durch **k** und **z** kann es immer ersetzt werden: Konto, Kodex, Zentimeter, Zirkus etc. In vielen Wörtern hat man es bereits gethan, warum nicht in allen? Weshalb gestattet man Doppelschreibungen, wie Casus—Kasus, Concept—Konzept, Centner—Zentner, Cigarre—Zigarre?

Den Lauten **f** und **w** dienen gegenwärtig vier Schriftzeichen: **f**, **ph**, **v**, **w**. Zwei davon sind also überflüssig. Das **ph** kann von vorn herein gestrichen werden. Die Italiener haben es längst abgeschafft und fühlen sich recht wohl dabei. Aus welchem Grunde schreiben wir **ph** in dem griechischen Worte „Philosoph“, welches wir „Filosof“ sprechen und welches von den Griechen selbst so gesprochen und geschrieben wurde? Weshalb sollten wir in Zukunft nicht „Apostrof, Efeu, Emfase, Profet, Biografie“ etc. schreiben dürfen? — Ferner entbehrlich und durch seine Zwitternatur schädlich ist das **v**. Der Himmel weiss, wie es sich in das Altdeutsche eingeschlichen hat. Es ist im Deutschen nur vorhanden, um Kinder und Erwachsene zu necken und sie zu Fehlern zu verleiten; denn in den Gebrauch des Buchstabens teilen sich die Laute **f** und **w**. Nicht nur das Volk bleibt im Unklaren, sondern selbst Gebildete können in Zweifel geraten, wie

sie ein Wort mit v auszusprechen haben. Soll ich das Wort „Sklave“ Sklafe oder Sklawe, den Namen „Vilmar“ Filmar oder Wilmar lesen? Das v schweigt, sagt nichts darüber; fort also mit ihm, weil wir f und w haben, oder noch besser gesagt: fort mit dem w, weil es durch v zu ersetzen ist. Dem v gebührt deshalb vor dem w der Vorzug, weil es zwei Federstriche weniger erfordert, fast in allen europäischen Alphabeten den bezüglichen Laut darstellt und sich schon durch die Fremdwörter eingebürgert hat: Villa, Vokation, Vatikan etc. Indem wir dann an Stelle des v ein f setzen, nähern wir uns der altdutschen Schreibweise: folch, fon, flu, fater = Volk, von, viel, Vater. Ebenso schreiben die uns stammverwandten Engländer und Schweden „father“; wir Deutschen aber müssen „Vater“ schreiben! Das f immer mehr durch v zu ersetzen, wurde erst um das Jahr 1000 Mode, und die mittelhochdeutsche Schreibweise zeigt es in vielen Wörtern, welche heut wieder mit f geschrieben werden: valsch, vangen, volgen, vreude = falsch, fangen, folgen, Freude. Der Besitz eines bestimmten Schriftzeichens für den f- und w-Laut erleichtert die Aneignung unserer Schriftsprache ganz ungemein, und es schadet nichts, wenn aus dem lieben „Vetter“ plötzlich ein „Fetter“ wird. Man schreibe: Vagabund, Vakanz, Vokabel, Fater, Fers, Fogel.

Überflüssig ist die Verbindung **qu**; q kann ohne das begleitende u gar nicht bestehen. Beide passen auch recht gut zusammen; denn beide sind gleich brav: q hat dem k und u dem w den Platz weggestohlen. Wir ersetzen die Verbindung durch kw, resp. kv. Inwiefern sollte die Schreibweise von „Kwelle, Kwal, Kwarz, Kwirl, resp. Kvelle, Kval, Kvarz, Kvirl“ antastbar sein? Auf Seite 147 und 148 des „Archiv f. n. Sprachen“ schreibt Dr. Schreder-Wien: Da q im Deutschen die Buchstabenfolge kw vertritt, so ist die Hinzufügung des u an das

zur Abkürzung dienende q lächerlich, weil nun die Ersparnis auf der einen Seite durch die Verschwendung auf der andern aufgehoben wird. Ich schreibe daher: „Qelle, Qadrat, etc.“ Qu fällt also fort, und es bleibt uns die Wahl zwischen kv und q.

Unnötig ist auch das „ß“; denn wir haben im Deutschen ein hartes und weiches S. Weshalb nehmen wir noch ß zur Bezeichnung? Wie leicht es sich durch s ersetzen lässt, beweist die gegenwärtige Schulorthographie in der Silbe „nis“, die man vorher ohne ß nicht zu schreiben wagte. Thatsächlich wird gewiss jedermann „Gruß, Fuß, Guß“ ebenso wie Grus, Fus, Gus aussprechen.

Ebenso bildet das für i oder j angewandte „y“ eine überflüssige Beschwerung für die Schüler und kann deshalb mit Dank entlassen und in den Ruhestand versetzt werden. Man kann an seiner Stelle i oder j schreiben Sinagoge, Gimnasium. Mirte, Jsop, Jork, Jukatan etc.

Da ferner **ai** und **ei** denselben Laut bezeichnen, so muss auch hier eine Verbindung ausgeschieden werden. Es ist aber schwer zu entscheiden, welcher der Vorzug geziemt. Beide bezeichnen den Laut ungenau, da die erste Hälfte des Doppellautes weder ein a noch ein e, sondern ein Mittellaut zwischen beiden ist, der sich jedoch mehr auf die Seite des a, als die des e neigt — wie es namentlich die Gesangs-Aussprache bekundet —, weshalb die Schreibweise ai für die Gesamtsprache empfehlenswerter erscheint und auch in früherer Zeit zur Anwendung kam: „Dis ist ain gross mirackel von aim geyst. Strassburg 1565.“ Mithin wäre die Schreibweise von „Getraide, Aichamt, Maierei, Waide, Waizen“ ebenso gerechtfertigt wie die von „Bai, Hai, Kaiser, Mai, Mais etc.“ Da aber ai auf den ersten Blick abschrecken würde — es kommt jetzt nur in wenigen Wörtern vor — auch leicht eine Modelierung der Aussprache nach sich ziehen könnte, so

behalten wir vorläufig das ei bei, welches aus ökonomischen Rücksichten den Vorzug verdient und sich seit langer Zeit eingebürgert hat.

Ähnlich wie mit ai und ei verhält es sich mit äü und eu. Diese drücken aber den Laut nicht einmal annähernd richtig aus, wovon man sich überzeugt, wenn man die beiden Vokale erst getrennt und dann zusammen ausspricht ä-u, e-u, Trä-ume, Se-uche. Am nächsten kommt dem gemeinten Laute die Verbindung des kurzen o, wie wir es im Worte „Otter“ hören, mit dem i. Da nun dieses o als ein Mittellaut zwischen a und o aufzufassen ist, so könnte man äü — a statt o, ü statt i — schreiben, was gleichzeitig etymologisch wäre, da der Umlaut von au = äü (nichtoi) ist: Fraülein, Bäute etc. Auf der anderen Seite wäre zu bedenken, dass die Abänderung des äü in äü wohl lauttreuer als eu ist, aber doch auch gleichzeitig gegen die Ökonomie spricht. Daher dürfte die Frage, ob ausschliesslich eu oder äü wohl erst durch genaue Abwägung der Interessen erledigt werden können. Wir schreiben bis auf weiteres eu und äü, doch letzteres nur in den Fällen, wo seine Ableitung von au deutlich erkennbar ist, also: Häuser, Bäume, Mäuse, Fäuste, aber nicht Säule, strauben, räuspern, sondern Seule, streuben, reuspern u. s. f. Am einfachsten wäre es, wenn die Wissenschaft den Satz sanktionieren würde, dass der Umlaut von au eu sei. Wie der Schüler heute weiss, dass ritt von reiten, schlug von schlagen, sprang, gesprungen von springen, Gruft von graben etc. herkommt, ebenso leicht würde er lernen, dass treumen von Traum, leufst von laufen etc. abstammt.

Einer Erwägung ist auch die Frage wert, ob das ä nicht ganz abzuschaffen und durch das e zu ersetzen sein dürfte. Für das Ohr giebt es keinen Unterschied zwischen „Ställe, Wälle, gerächt, Fälle“ und „Stelle,

Welle, gerecht, Felle.“ Ebenso klingt das ä in Bär gleich dem e in schwer.“ Wo sich a in ein abgebrochenes ä verwandelt, schrieb Klopstock stets ein e. Der Namen Umlaut veranlasst die irrige Ansicht, als sei ä überall aus a umgelautet. Jedoch zeigt die Sprachgeschichte, dass der Umlaut von dem organisch richtigen a wie eh gesprochen und geschrieben wurde: Schlag, Schlege, Grab, Greber, während in derselben Provinz unrichtiges (dem o genähertes) a in ä umlautete: Schlaf (:Schläf): Schläfer, Rat: Räte. Ferner finden wir das ä in manchen Wörtern, wo ein Umlaut durchaus nicht vorliegt: Bär, Käfer, jäten, gähren, mähen, krähen, spähen, Käfig, Lärche Häher, Lärm, März, Schädel etc. Da nun das e in Klang und Form entschiedenem Vorzug vor dem ä hat: reiner und kürzer ist, so können wir als Norm annehmen, dass die Verdrängung des ä durch e zu unterstützen sei. Jedenfalls wird jeder der milderer Forderung zustimmen, ä nur da zu schreiben, wo seine Entstehung aus a noch deutlich gefühlt wird, oder wo überhaupt eine naheliegende Form a zeigt: Väter, fällt, rächen etc.

Für den Zischlaut **sch** würde ein Zeichen genügen. Allein wir besitzen ein solches nicht.*) Die Engländer sind uns voraus, indem sie aus dem sch das c ausgestossen haben und sh — shirting — schreiben, wodurch sie einen Buchstaben sparen. Gehen wir noch einen Schritt weiter, indem wir das sch in einigen slavischen Sprachen vertretende š — welches, von Prof. Sepsius in das wissenschaftliche Alphabet aufgenommen, durch Missionsgesellschaften und geographische Vereine weite Verbreitung gefunden hat und bereits in 120 Sprachen von Naturvölkern angewandt wird — als willkommene Hilfe in das deutsche Alphabet herübernehmen und in

*) Die Italiener, Dänen, Polen und Neugriechen sprechen den Laut überhaupt nicht, besitzen deshalb auch kein Zeichen für ihn. Die Franzosen stellen ihn durch ch, die Schweden durch sj, stj, skj dar.

Zukunft „šwierig, šwören, šröpfen, šmieren etc“ schreiben. Ein Zeichen ist schon deshalb nötig, damit endlich die spitze Aussprache des sp und st aussterbe. Die Einführung des š-Zeichens würde die richtige Aussprache ungemein unterstützen. Der Hanoveraner spricht Gespenster, der Franke Geschpenster, der Schwabe und Allemane Geschpenschter etc. — Ebenso fehlt dem deutschen Alphabet für den weichen sch-Laut, wie man ihn in „Page, Logis, Ingenieur, rangieren“ hört, ein Buschstabe. Wir bezeichnen ihn in der Neuorthographie durch „j“, weil er mit j verwandt ist und den Anlauter zu sch bildet: Paĵe, Loĵis, Inĵenieur, ranĵieren.

Auch müsste das „ch“ zweckentsprechend abgeändert und als einfacher Laut nur durch einen Buchstaben dargestellt werden. Wir geben ihm die Form „h“ und schreiben „Kufen, suhen, hofi, Lift, Naft etc.“

Schliesslich dürfte die Verbindung „tz“ fortfallen. Das einfache z bezeichnet schon zwei Laute, nämlich ts, und da die Aussprache von z und tz genau gleich ist, kann die Verbindung tz selbstverständlich als überflüssig fern bleiben, und an Stellen, wo das t die Vokalkürze andeutet (Hit-ze) wäre zz zu schreiben Hizza wie Skizze, Nuzzen wie Abruzzen etc.

Dagegen trete ich aus Einfachheits- und Übersichtlichkeitsrücksichten für die Beibehaltung des „z“ ein, obgleich man an seiner Stelle ts schreiben könnte. Da z ein viel vorkommendes Zeichen ist — „zu“ vor jeder Nennform, „zu“ und „zer“ in einer Menge von Zusammensetzungen — so würde die Orthographie durch die Schreibung ts einmal sehr belastet werden und fürs andere auch an Unübersichtlichkeit leiden: Tseitung, tsutsutsählen etc. Deshalb wird das z beibehalten, wie ein einfacher Buchstabe behandelt und konsequent für ts in Anwendung gebracht (Herz, stez etc.), das aber stehen bleibt, wenn das s durch Flexion an das t getreten ist:

Nachts, Lichts, Wohllauts. — Ganz anderer Meinung ist Herr Kewitsch-Landsberg, welcher mir schreibt: „ Ebensowenig empfiehlt sich Ihr Vorschlag, tz und ts überall durch z zu ersetzen; daran scheiterte schon Klopstock; vielmehr verdient den Vorzug ts, weil es den Lautbestand deckt; nur im Anlaut sei z in häufig vorkommenden Wörtern gestattet. Sonst müssten wir mit gleichem Recht dem pf ein Zeichen geben. Am schwarzen Meere ist die Eisenbahnstation Konstantsa.“ Nach der Ansicht dieses Herrn wäre also zu schreiben: Tsiegel, Tsaun neben Ziegel, Zaun, dann aber: Artst, Frits, Gants, Hertts etc. Wäre das aber eine Vereinfachung oder Verbesserung? Gewiss nicht!

Für die verbundenen Laute ks hat die deutsche Schriftsprache den Buchstaben x adoptiert und gebraucht denselben auch in Wörtern deutschen Stammes, wie in Axt, Faxe, Hexe, Nixe. Warum wenden wir das x nicht, überall für ks an? Weshalb wird nicht Ox, Fux, Wax (engl: ox, fux, wax) geschrieben? Ist es nicht wirklich unnütz, aus dem x drei Buchstaben (c-h-s) zu machen? Da chs in allen Verbindungen, in denen ch vor stammhaftem s steht, wie ks klingt, kann es in allen diesen Fällen durch x ersetzt werden. Jedoch muss chs bleiben wenn das s durch Flexion zum ch getreten ist: das Dach des Dachs. Gegen Formen wie poxt, kroxt, resp. pokst, krokst (pochst, krochst von pochen, kriechen) haben wir uns entschieden zu wehren. — Doch wird das x auch vielfach grundlos angefeindet. So schreibt mir Kewitsch „ Aus demselben Grunde wie z, verwirft sich x. Desgleichen spricht für meine Ansicht, dass im Russischen stets ks geschrieben wird, z. B. Aleksander.“ Dadurch wären folgende Schreibweisen eingeführt: Akst, Eksempel, Faksen, Hekse. etc. Gemässiger erscheint Tschirch-Bunzlau, wenn er äussert: „ Sie bringen in Vorschlag, in unserer deutschen Schreibung das x beizu-

behalten, wofür ich in einsilbigen Wörtern auch stimmen würde. Da jedoch in mehrsilbigen Wörtern ein k (welches die erste Silbe schliesst) und ein s (am Anfange der zweiten Silbe) deutlich zu hören ist (Ak-se), so hält der allg. Verein das x als einen nicht deutschen Buchstaben nur in Fremdwörtern für zulässig. Dass Sie den Buchstaben x gern behalten möchten, ist mir aus der Schreibung Ihres Familiennamens erklärlich; an ihrer Stelle würde ich vielleicht dasselbe wünschen.“ Hierauf sei entgegnet: Dem x gebe ich wie dem z lediglich aus Einfachheitsrücksichten den Vorzug und behandle es wie einen einfachen Buchstaben: Axt, Taxxe. Muss man auch bei mehrsilbigen Wörtern xx für ks schreiben (Ak-se=Ax-xe,) also auch zwei Zeichen setzen, so erspart man doch in allen einsilbigen Wörtern einen Buchstaben (50%) Fux, Wax = Fuks, Waks. Und schreibt man Ak-se, so ist zu bedenken, dass man dem entsprechend in mehrsilbigen Wörtern weder tz noch zz setzen dürfte, sondern das z in ts aufzulösen, also beispielsweise „sit-sen“ zu schreiben hätte.

Die bisherigen Darlegungen führen zu dem Resultate, dass die gegenwärtige Orthographie für einen und denselben Laut verschiedene Schreibweisen gestattet (Fi, Fie, Fieh, Phi, Phie, Phieh, Vi, Vie, Vieh, Fih, Vih, Phih, Fy, Vy, Phy, Fyh, Vyh, Phyh*). Der Wirrwarr wird aber noch dadurch vergrössert, dass man manche Buchstaben für verschiedene Laute gebraucht. So vertritt ch nicht nur seinen Hauptlaut, sondern auch k und sch: Dach, Fuchs, Charlotte; so bezeichnet man durch qu nicht nur kw, sondern auch das

*) Etwas für Ph-(F-V)onetiker. A. 1. Fuchz, 2. Fux, 3. Fufz, 4. Fuchz, 5. Fugz, 6. Fuchf, 7. Fufz, 8. Fuchf, 9. Fugf, 10. Fuchß 11. Fufß, 12. Fuchß, 13. Fugß; B. 14. Buchz, 15. Bur, 16. Bufz, 17. Budz, 18. Bugz, 19. Buchf, 20. Bufz, 21. Budz, 22. Bugf, 23. Buchß, 24. Bufß, 25. Budß, 26. Bugß; C. 27. Phuchz, 28. Phur, 29. Phufz, 30. Phuchz, 31. Phugz, 32. Phugß, 33. Phufz, 34. Phuchf, 35. Phugf, 36. Phuchß, 37. Phufz, 38. Phuchß, 39. Phugß. (Rath. Schulztg.)

k allein: Bouquet. So finden wir in den Wörtern „Station, Patient, York, Qual“ t für z, i und y für j, u für w. Ebenso bezeichnet das g neben seinem Hauptlaute auch den dem k und ch entsprechenden Laut: Sprung, enig. Wir sprechen: Sprunk, einich. Ferner verwechseln wir oft das harte mit dem weichen S. Gegenwärtig soll „Espe, Knospe, Wespe, Wasser, wissen etc.“ geschrieben werden, obgleich „Espe, Knospe, Wespe, Wasser, wissen etc.“ gesprochen wird. Dagegen ist die Schreibweise des s in andern Wörtern, wie „Maske, Bouffett, dasselbe etc.“ der Aussprache gemäss gestattet. Bei lateinischer Schrift wird für ſ und s s, für ff ss, für ß hs gebraucht. Der Unterschied zwischen hartem und weichem s fällt hier ganz fort. Man schreibt: Nase, Rose, uns, Bündnis. Wie unkonsequent! Wir behalten in Zukunft für den harten Laut das s bei und weisen dem weichen die Form f zu.

Die Majuskel für f ist S; s erfordert keine Majuskel, da es im Anlaut vor Vokalen nie vorkommt und vor Konsonanten zum sch wird: Salz, Stein. Bei fremden Eigennamen kann es durch Ss angedeutet werden.

Die sog. Puttkamersche Rechtschreibung unterscheidet zwischen n in Enkel und Anker, zwischen ch in ich und ach. Die Ansicht ist unrichtig. Wohl klingt das n in Anker anders als das in Enkel. Mit demselben Rechte kann dann aber auch zwischen ku, ke, ok, ük, og, ig, etc. unterschieden werden. Dass n in Engel anders als in Angel klingt, dass k in Backen und bücken, g in Bogen und biegen an verschiedenen Stellen hervorgebracht werden, liegt an ihrer Verbindung mit den verschieden lautenden Vokalen. A, o, u unterscheiden sich von e, i durch die verschiedenartige Verengung der Mundhöhle*). Auch beim ch — ich, ach — liegt der

*) Übrigens sind diese Unterscheidungen für die Rechtsschreibung ohne praktische Bedeutung.

eigentümliche Klang an der Vokalverbindung, und die Leseregeln: „Sprich das ch nach e, i, l, r, ä, ö und in Ableitungssilben — Mamachen, Marthachen — als Gaumen-, nach a, o, u als Kehllaut aus“, macht die Einführung eines neuen Schriftzeichens entbehrlich.

Dagegen müsste meiner unmassgeblichen Ansicht nach ein Unterschied zwischen dem **n** in „Ankauf, Anklam“ und dem **n** in „Angel, Engel“ stattfinden, und wir könnten in Zukunft „A η ker, E η kel, A η nel, E η nel etc.“ schreiben, wodurch gleichzeitig das als stummer Begleiter vorkommende g in Wegfall käme. Eine Majuskel für η wäre nicht erforderlich, weil ng nur im In- und Auslaut vorkommt. Für n könnte auch $\tilde{n}$ in Vorschlag gebracht werden. Sollte aber die Einführung auf erheblichen Widerstand stossen, so könnte sie auch unterbleiben, weil ng und nk keine nennenswerten Schwierigkeiten der Orthographie bereiten.

In Zukunft müsste jeder Laut nur ein Zeichen besitzen und dieses konsequent nur für ihn allein in Anwendung gebracht werden. Je mehr eine Orthographie diesem Satze nahe kommt, desto vollkommener ist sie, wie die italienische, holländische, spanische, serbische; je mehr sie von demselben abweicht, desto mangelhafter, wie die deutsche, russische, englische, französische. Gegenwärtig haben wir im Deutschen nur einige Laute, die wirklich konsequent immer denselben Buchstaben erfordern. In diesem Falle decken sich Laut und Buchstabe, und man nennt diese Bezeichnung phonetisch oder lauttreu. Hierher zählten die Laute der Buchstaben b, d, g, h, ch, j, l, m, n, p und der Verbindung an. Das sind nur 11. Alle übrigen Laute können gegenwärtig durch verschiedene Zeichen dargestellt werden. Das preussische Regelbuch für die Rechtschreibung sagt auf Seite 4: „Wenn jedem Laut ein bestimmter Buchstabe entspräche und der Laut immer durch

diesen Buchstaben bezeichnet würde, so bedürfte es keiner weitem orthographischen Regeln. Aber beides ist nicht der Fall.“ Ein bemerkenswerter Ausspruch! Liegt nicht darin einmal die Anerkennung des hohen pädagogischen Wertes phonetischer Schreibung, fürs andere das Bekenntnis klagenswerter Schwäche? Hätte doch das Ministerium zu dem verhängnisvollen Satze wenigstens noch hinzugefügt: „Soll aber mit der Zeit so werden!“

Resultat: Jeder Laut darf zu seiner Darstellung nur ein Zeichen besitzen, und dieses muss konsequent nur für ihn allein in Anwendung gebracht werden, daher sind:

- a) Alle überflüssigen Buchstaben und solche Verbindungen abzuschaffen: c, ph, w, qu ß, y, ai, tz, (ts?);
- b) die zweckmässigen Zeichen beizubehalten: a, ä, ei, b, d, e, f, g, h, i, k, l, m, n, o, ö, p, r, s, t, u, ü, v, x, z, eu.
- c) mangelhafte abzuändern: äu, ch, sch = aü, fi š.
- d) fehlende einzuführen: ĵ, ſ, (ŋ).

2. Die Bezeichnung der Vokalquantität.

Eine weitere, kaum geringer anzuschlagende Schwierigkeit unserer Orthographie liegt in der Kennzeichnung der Vokalquantität: Vokaldehnung- und Schärfung.

Sehen wir uns zunächst die Vokaldehnung an. Wie wird dieselbe von der gegenwärtigen Orthographie zum Ausdruck gebracht?

- a) Sie bezeichnet die Dehnung garnicht: Blut, Flur,

Gram, Brot, Flut, mir, nur, Kot, Not, Armut, Los etc.;

- b) setzt den Buchstaben doppelt: Haar, Saal, Saat, Klee, Schnee, See, Boot, Moor, Moos etc.,
- c) fügt ein h zum Vokal: Dohle, Mühle, Jahr, Bohle, Rohr, Zähre, ihn, mehr, sehr, ihm etc.;
- d) hängt das h an einen voraufgehenden Konsonanten: Thal, Thon, Thor, Thran, Thräne, Thron, That, Unterthan, Thüre etc.;
- e) setzt ein e zu dem Vokalzeichen: Sieg, Liebe, Paradies, Priester, Radieschen, Siegel, Tiegel Spiegel etc.;
- f) zeigt e und h vereint: Vieh, sieht, stiehlt etc.;
- g) wählt h und Verdoppelung zugleich, wie die schönen Worte Thee und Theer bekunden.*)

Widmen wir nun der Bezeichnung der Vokalkürze etwas Aufmerksamkeit. Wie sieht es gegenwärtig mit derselben aus? Man kennzeichnet sie:

- a) gar nicht: waschen, Rad, hart, frisch, Miterbe, Anordnung, Obmann, Herzog;
- b) durch Konsonantenverdopplung: Sperrsitz, Schnurrbart, Kamm, Mann, Ball;
- c) durch Konsonanz (Aufeinanderfolge zweier verschiedener Konsonanten): Stadt, Abt, Jagd, blond. **)
- d) und schliesslich, um die Verwirrung aufs höchste zu steigern, gar durch Anwendung von Dehnungszeichen: Viertel, vierzehn etc.

So schwindet jede Regel, da eine der andern ge-

*) Warum bei Thee das französische thé, nicht das englische te bestimmend sein soll, ist nicht zu erkennen.

**) Im Gegensatz hierzu sind „Papst, Magd, Mond etc.“ trotz der Konsonanz lang.

radezu widerspricht, und der Lehrer kann nur sagen: „Es wird einmal so geschrieben, ihr müsst euch darnach fügen!“

Und doch lassen sich alle diese Schwierigkeiten durch Berücksichtigung eines im Deutschen ausgeprägten Gesetzes in einfacher, höchst sinniger Weise lösen: Man unterscheidet offene und geschlossene Silben; erstere enden mit einem Vokal, letztere mit einem Konsonanten. Eine Prüfung über die Länge und Kürze der Silben ergibt die Regel: „Offene Silben sind ohne Ausnahme lang, geschlossene meist kurz.“ Jeder einzelstehende Konsonant wird beim Sprechen zur zweiten Silbe gezogen, wodurch die vorausgehende geöffnet erscheint: la—ben, le—sen, wi—der, lo—sen, ru—fen etc. Setzt man dieses voraus, so nimmt man wahr, dass die angeführte Regel keine Ausnahme zeigt; mithin sind die Dehnungsbuchstaben in offener Silbe entbehrlich. — Auch die zweite Regel, die geschlossene Silbe betreffend, findet im Bau der deutschen Sprache genügende Grundlage: in, mit, an, von, Kün—ste, Schäf—te, Mit—te.*) Nur etwa

*) Während im Altdeutschen fast alle geschlossenen Stamm- und Ableitungssilben — beispielsweise tal, vil, tor, tür, nam, korn, wurm etc. — kurz waren, hat sich diese Reinheit durch Laut- und Wortveränderung im Laufe der Zeit getrübt. Indem wir nämlich in Rede und Schrift nicht etymologisch, sondern euphonisch — nicht Thal—e, sondern Tha—le abteilen (weil sonst aus der Sprache ein unerträgliches Stottern werden würde), öffnen sich einmal im Fluss der Rede häufig die geschlossenen Silben (Glas, Gla—ses), während fürs andere die Natur der Silbe und die Konsonantenstellung verändert, aus dem Aus- ein Anlaut wird (Stab, Sta—bes).

Zur Klärung: Höf, vil u. a. W. waren früher kurz. Da aber dieselben im Redeflusse dem Gehör mehr Längen als Kürzen boten — Ho—fes, Ho—fe, Hö—fe, Hö—fen neben dem einzigen Hof — so strahlte die Länge der Nebenformen auf die Kürze der Hauptform zurück und veranlasste schliesslich unhistorische und unorganische Sprechweise: Höf, vil. Unverkennbar wurzelte diese Quantitätsverschiebung in dem Gefühl für Konsequenz und Harmonie.

zwei Prozent der geschlossenen Silben machen von der Regel eine Ausnahme und sind lang: Rat, für, Not, nur etc. Diese zwei Procent wären der einzige Stoff, welcher ohne Anwendung von Dehnungszeichen über die Aussprache Zweifel hervorrufen könnte. Im Druck und

Als jedoch zu dem Sprachgefühl das Sprachwissen trat und des Laut durch die Schreibweise beeinflusst wurde, geriet die erwähnte Verschiebung ins Stocken. Indem nämlich die sich öffnenden Silben durch einen Hilfskonsonanten geschlossen wurden und dadurch auf organisch richtige Art die Harmonie herstellen — die ursprünglich organische Kürze festhielten —, entstanden die Lautformen Schiff Schiff—fes, Schiff—fe, Schiff—fen; Man, Man—nes, Man—ne, Män—ner etc. Ohne Zweifel wäre in jener Zeit die Anwendung desselben Verfahren auch auf Höf, vil etc., die noch jetzt mundartlich so lauten, möglich gewesen, wodurch wir eine ganz vollendete Vokalquantität erhalten hätten.

Allein es kam ein Missgriff zur Geltung. Die Einschlebung des Hilfskonsonanten wurde als wurzelhaft angesehen und die Verdopplung auch auf die Grundform übertragen. Statt schnell, Schiff, Man etc. schrieb man schnell, Schiff, Mann. (Das Fürwort man konnte sich, da es nicht dekliniert, dieser Verirrung entziehen. Ein schlagender Beweis, dass der Doppelkonsonant ursprünglich keineswegs zur Bezeichnung der Kürze angewandt wurde!) Der etymologische Satz: „die Buchstaben folgen der Abtheilung,“ welcher doch nur von der Haupt- auf die Nebenform bezug nehmen kann, kam wunderlicher Weise so zur Anwendung, dass von der Neben- auf die Hauptform zurückgeschlossen und dem zufolge Schiff für etymologisch falsch (!) erklärt wurde — weil es, hätte man sagen müssen, von Schiffe herkomme. „Diesen Irrtum angenommen, hatte Adelung Recht, ein Gleiches für die Endung in zu fordern und wegen Fürstinnen, Nachbarinnen — Fürstinn, Nachbarinn zu schreiben. Das „in“ stand wie ein verlornen Posten inmitten der Verdopplungsströmung, und, vom Standpunkte der Konsequenz aus betrachtet, ist es kaum ein Verdienst zu nennen (sonst gewiss), dass Heyse und Grimm das „inn“ wieder verbannten.“

Ausser durch Zurückstrahlung sind wir ferner durch Wortveränderung vom Ziele abgekommen. Als die Sprache mit der spätern höhern Bildung der Nation in grössere Geistigkeit überging, streiften die Wörter alles zur Darstellung des Begriffes nicht unumgänglich Nötige ab, behielten nur die Stammsilbe und liessen die Endungen schwinden oder zusammenschrumpfen. Aus Düra oder Türa wurde bei

für Anfänger dürften solche Silben den Längenstrich erhalten; beim Schreiben wäre aber auch dieser in den meisten Fällen — wo es sich nicht um Unterscheidung zweier ungleichklingender Wörter handelt: ihn, in, Rum Ruhm etc. — zu entbehren oder durch einen leichten

unveränderter Vokalquantität Türe. Als man aber das e entfernte und dadurch die Silbe schloss, hätte demgemäss das ü verkürzt werden müssen; allein es blieb lang und wurde sogar durch ein h (Thür) ungeschickter Weise fixiert. Als Gegenstück zu der irrigen Konsonantenverdopplung bot sich nämlich, als man die (unorganischen) langen geschlossenen Silben von den (organischen) kurzen zu unterscheiden anfang, augenfällig die Vokalverdopplung dar, so dass man statt des früheren „her“ „Heer“ schrieb und auf diese Weise die verhängnisvollen Dehnungszeichen und mit ihnen wiederum ganze Irrtumsreihen ins Leben rief. Welch Reichtum als Zeugnis grösster Denkarmut!

Hat sich nun auch die Zahl der geschlossenen langen Silben beträchtlich gehoben, so ist sie immer doch noch so klein geblieben, dass die Regel ihre Gültigkeit behält. Aus der allmählich entstandenen Verlängerung einiger geschlossenen Silben darf keineswegs gefolgert werden, die Bewegung der deutschen Sprache hätte eine andere Richtung eingeschlagen. Es wäre dies ebenso unzulässig, als wollte man irgend eine winzige Ausnahme zur Regel und die umfassende Regel zur Ausnahme machen. Trotz jener Verirrungen dauert der Process im Grossen und Ganzen, jede Silbe nach ihrer Kürzung zu schliessen, ununterbrochen fort, und der Gebrauch gleicht, in den meisten Fällen das organische Verhältnis wieder herstellend, die Störung aus. So verkürzte sich das ahd. höh, nhd. hoch, welches anfangs auch in höhgeziten blieb, später in Hochzeit. Ebenso haben alle geschlossenen Ableitungssilben im Laufe der Zeit die Kürze angenommen: samanôn, samanen, sammeln; stuchên, stechen; minêr, meiner etc. So hat in diesem Punkte die Konsequenz völlig gesiegt.

„Sollte indes noch irgend ein Zweifel an dem thatsächlichen, ungeschmälerten Bestehen der Grundregel aufkommen, so muss er durch die Betrachtung der Lautgestalt, welche wir den Fremdwörtern gegeben haben und noch geben, notwendig schwinden: nur in den seltensten Fällen wird dabei auf die ursprüngliche Quantität Rücksicht genommen. Abraham z. B. lautet eigentlich äbrâhâm, allein a—bra als offene Silben werden uns lang, und ham als geschlossene kurz.“ Aus Arôn, Amôs, Esthêr, Hâm, Zëbâôth etc. wird Arôn, Amôs, Esthêr, Hâm, Zëbâôth etc. Nicht anders verfahren wir sogar mit griechischen und lateinischen

Strich zwischen dem Vokal und dem nachfolgenden Konsonanten anzudeuten. Statt des Längenstriches empfiehlt sich zur Längenbezeichnung auch die Vokalverdopplung, also: Raat, Moos, Huut etc. Nach dem Satze, dass zwei Kürzen eine Länge geben, ist sie die natürlichste Bezeichnung und hat auch historische Berechtigung: Meer, Soole, Aal. Allein dem Längenstrich ist der Vorzug grösserer Kürze eigen, und das Volk hat ihn von jeher als Verdopplungszeichen gekannt. Freilich beschränkte sich sein Gebrauch nur bei Konsonanten; jedoch liegt die Übertragung auf Vokale unverkennbar nahe. Beide Bezeichnungsarten decken sich: ā, ō, ū, ī, ē = aa, oo, uu, ii, ee.

Was die Schreibweise von Mit—te, Ren—ner, Hiz—ze, Ax—xe, waš—šen, Saſi—ſie, (Eηηel) anbetrifft, will ich noch bemerken, dass dieses nicht mit einer Konsonantenverdopplung zu verwechseln ist, weil die Konsonanten tt, nn, zz, xx, šš, ſſi, (ηη) nicht zu einander, sondern zu

Namen, deren Quantität uns doch immer bekannt war: ägäthö--klēs oder ägäthök—lēs fordert im Deutschen āgäthōklēs oder āgäthōklēs, jedenfalls Kürze in geschl. Silbe (klēs). Aus Vēnūs wird Vēnūs. Dagegen lässt man Namen, welche der deutschen Grundregel entsprechen, in ihrer Quantität unberührt: Crässūs, Lēthē, Mōmūs, Nārciſsūs etc.

Die Anwendung des deutschen Gesetzes bezieht sich auch auf Namen neuerer Sprachen. Seinem Sprachgefühl überlassen, liest der Deutsche Cōrnwall, Fälkland, Nōrfolk, Fälsēn, Benguēla, Almadēn, Gibraltār, Dobrāva, Malabār, etc. statt Cōrnwall, Fälkland, Nōrfolk, Fälsēn, Benguēla, Almadēn, Gibraltār, Dobrāva, Malabār etc.

Selbst in andern Sprachen ist unser Fundamentalgesetz anzutreffen. Am wenigsten davon zeigt das Französische, bedeutend mehr die sonst lautlich so regellose englische Sprache und am konsequentesten das Dänische.

Hieraus erhellt, dass unser Gesetz, wenngleich ein spezifisch deutsches, doch auch ein natürliches und allgemeines ist. Ob es aber wünschenswert wäre, das Gesetz über die geschlossenen Silben bis zur Ausnahmelosigkeit zu erweitern, möge hier — trotz der Einsicht, dass es die Begriffsmitteilung beschleunigen würde — unentschieden bleiben.

verschiedenen Silben gehören und notwendig sind, damit die erste Silbe nicht offen erscheine. Die Sache ist „nicht so aufzufassen, als ständen zwei Konsonanten selbständig nebeneinander, deren erster auslautend und der zweite anlautend ausgesprochen werde, sondern es ist nur ein Konsonant vorhanden, welcher sowohl auslautend als anlautend gehört wird. Ich nenne diesen einen Doppelkonsonant. Das Ende des Auslauts und der Anfang des Anlauts fallen ohne Unterbrechung zusammen. Dies wird dadurch bewirkt, dass der Endbewegung des bezüglichen Mundteiles (dem Verschluss) sich die Anfangsbewegung desselben (die Öffnung des Verschlusses) unmittelbar, ohne Unterbrechnung anschliesst.“

Mit dem Doppelkonsonanten nicht zu verwechseln ist der Fall, welcher nach Vorsilben und bei Zusammensetzungen zwei gleiche Konsonanten selbständig nebeneinander zeigt: erregen, zerreißen, verrichten, abbrechen, Stilleben, Wäschrack. In derartigen Fällen muss der erste Konsonant nur aus-, der zweite nur anlautend, jeder also getrennt von dem andern, ausgesprochen werden. Er—regen und sperren, Still—leben und stillen, Ess—sucht und essen, Wäsch—schrack und Wäsche sind also verschiedenartig von einander auszusprechen.

Bei „den“ und „wen“ würde ich vorschlagen, den Längenstrich fortzulassen, also wie bisher üblich zu schreiben, dagegen denn und wenn in dén und wén abzuändern. Bei der Aufstellung bestimmter Regeln für die Schreibart irgend einer Sprache vergegenwärtige man sich die älteste und unumstösslichste aller Regeln: „Keine Regel ohne Ausnahme.“

Aus internationalen Gründen halten einige für das beste, sowohl den langen als auch den kurzen Vokalen besondere Zeichen zuzuweisen, wodurch von jeder Dehnung und Schärfung abgesehen werden könnte und unsere

Orthographie nach ihrer Ansicht sich mit einem Schlage wunderbar vereinfachen würde. Diese Ansicht, auf welche ich später noch besonders zurückkomme, verdient jedoch nur in theoretischer Beziehung Beachtung, während sie in der Praxis auf bedeutenden Widerstand stösst.

Zu entfernen sind sämtliche Dehnungsbuchstaben, sowie alle Konsonantenverdopplungen in derselben Silbe. Dafür tritt die Berücksichtigung der Regel ein: „Offene Silben sind lang, geschlossene meist kurz“, wobei in Ausnahmefällen der Längenstrich (bei denn und wenn das '-Zeichen) zur Anwendung kommt.

3. Die Orthographie der Homonymen und klangverwandten Wörter.

Gegenwärtig werden die Dehnungszeichen neben ihrer Hauptverwertung auch dazu benutzt, um Homonymen — gleichlautende Wörter verschiedener Bedeutung — von einander zu unterscheiden: Stiel—Stil, Boot—Bot, Lied—Lid, Mähre—Märe, Miene—Mine, Sohle—Sole, lehren—leeren, mahlen—malen, wieder—wider etc. In andern Fällen dienen demselben Zwecke Konsonanten- und Vokalabweichungen: Rind—rinnt, Mann—man, fällt—Feld, bald—ballt, sollt—Sold, wallt—Wald, schafft—Schaft, Trift—trifft, kannte—Kante, Spind—spinnt, sind—sinnt, frisst—Frist, lasst—Last, hasst—Hast, das—dass, ist—isst, Schwemme—Schwämme, bunt—Bund, Lärche—Lerche, wahren—wehren, Felle—Fälle, sägen—Segen, blaüen—bleuen, Häute—heute, Saite—Seite, Waise—Weise, Bai—bei, Rhein—Rain—rein, Vetter—Fetter, Veilchen—Feilchen, Wirt—wird etc.

Solche Untercheidungen sind meines Erachtens nach unnötig. Gegen dieselben sprechen folgende Gründe:

a) Über die Schreibweise vieler Homonymen besteht

im deutschen Reiche keine Übereinstimmung der Ansichten.

- b) Beim Sprechen findet kein Unterschied statt. „Ton“ und „Thon“, „Wälle“ und „Welle“ klingen dem Ohre gleich; weshalb macht man beim Schreiben einen Unterschied? Die Schrift erfüllt ihren Zweck, wenn sie ebenso deutlich wie die Sprache ist; deutlicher braucht sie keineswegs zu sein. Mit welchem Recht kann man von der Schrift verlangen, dass sie genauer als die Sprache sei und unterscheide, was diese nicht unterscheidet?
- c) Vielfach bietet das Geschlecht den Unterscheidungs- punkt — der und die: Flur, Kunde — der und das: Bauer, Schild — die und das: Mark, Steuer.
- d) Ferner sind die Wörter in ihrer begrifflichen Bedeutung so verschieden, dass selbst bei negierenden Sätzen — wie: Der Stiel (Stil) ist zu breit; die Miene (Mine) verspricht nicht viel — Sinnentstellungen ausgeschlossen sind. Die betreffenden Wörter kommen doch nicht als zusammenhangslose Vokabeln, sondern als Teile eines Satzes vor. Ist die schriftliche Unterscheidung daher nicht ein starkes Misstrauen gegen den gesunden Menschenverstand und eine entschieden tadelns- werte Unterstützung der Denkträgheit?
- e) Schliesslich giebt es schon heute eine beträchtliche Anzahl Homonymen, für welche eine unter- scheidende Schreibweise ungebräuchlich ist, z. B: kehren (fegen, wenden), sieben (Zahl, mit dem Sieb), Lohe (Glut, Gerberlohe), Kiefer (Baum, Kinnknochen), Bauer (Käfig, Landwirt), Steuer (Abgabe, Ruder), Mark (Geld, Land), Thor (Thür, Mensch), Atlas (Berg, Seidenstoff, Kartensammlung), Band (des Lexikons, der Freundschaft, Binde-

mittel), Bock (Tier, Sitz, Gestell, Bierart, Fehler, Radteil) etc. Wer hat einen Nachteil empfunden, als die Schrift am Anfange dieses Jahrhunderts das Zeitwort seyn von dem Fürwort sein, die Vieh-Weyde von dem Baum Weide zu scheiden unterliess?

Dass diesen Begriffen nur ein Wort zur Verfügung steht, ist eine Armut der Sprache, keineswegs der Orthographie, die mit ihrem ureigensten Wesen in Widerspruch gerät, sobald sie versucht, Begriffsunterscheidungen hervorzubringen. Wollen wir zwei Begriffe von einander unterscheiden, so müsste dies — den allg. Sprachgesetzen zufolge — nicht durch zwei Schreibformen eines und desselben Wortes, sondern durch zwei verschiedene Ausdrücke geschehen. Statt mahlen könnte man beispielsweise mühlen sagen. Indem auf diese Weise die Sprache reicher wird, wird es die Schrift von selbst. Sie hat lediglich den Lautgehalt, nicht den verschiedenen Begriff des Wortes darzustellen.

Gottsched war es, der diesen Irrtum ins Leben rief. Er schrieb beispielsweise: gar—gahr, die Haabe—ich habe etc. Das Unternehmen erwies sich aber als unausführbar. Wievielvverschiedene Physiognomien müsste z. B. das Wort „Bock“ annehmen? Obgleich man das widersinnige Verfahren bald aufgab, konnte man doch nicht verhindern, dass sich mehrere unterscheidende Schreibweisen bis auf den heutigen Tag erhalten haben.*)

*) In Offizierskreisen erzählt man sich von Kaiser Wilhelm II. folgende launige, das scharfe Urteil des Herrschers bezeichnende Anekdote. Nach einer militärischen Übung nahm der Kaiser an der Offizierstafel teil. Im Laufe der Unterhaltung brachte der Monarch das Gespräch auf die Rechtschreibung unserer Sprache. „Welche Widersprüche“, bemerkte der Kaiser, „birgt diese in sich selbst! Schreiben Sie einmal den Satz: „Der Müller mahlt!“ Damit wandte sich der Kaiser an seinen Nachbar, der den diktierten Satz bald zu Papier gebracht hatte. „Nun schreiben Sie: „Der Maler malt!“ fuhr der

Ein anderer Mangel der gegenwärtigen Orthographie liegt darin, dass sie oft in den entgegengesetzten Fehler verfällt: bei vielen Wörtern, die verschieden ausgesprochen werden müssen, in der Schrift keinen Unterschied hervortreten lässt. Wohl unterscheidet sie: Lamm—lahm, Stall—Stahl, Schlaf—schlaff, Haare—harre, Saat—satt, Kahn—kann, Kamm—kam, Gram—Gramm, Bahn—Bann, Hüte—Hütte etc. aber nicht dementsprechend: die Bucht—er bucht, die Flucht—er flucht, der Bruch—das Bruch, gehe weg—der Weg, die Last—du last, die Rast—ihr rast, die Kost—ihr kost, du wachst, ihr wachst etc.

Ebenso müssten, wo zur Betonung notwendig — wie bei den Wörtern „Gebet—gebet, August (Name)—August (Monat), Packet—packet etc.“ — die Accentzeichen gesetzt werden; denn wenn ich beispielsweise den Satz spreche: „Gebet für die Armen“, so ist aus der Aussprache sofort ersichtlich, in welchem Sinne das Wort „Gebet“ gebraucht worden ist, während solches die gegenwärtig schriftliche Darstellung nicht zu veranschaulichen vermag, also der Sprache an Deutlichkeit nachsteht, was ihr ebenso zum Fehler gereicht, wie das Bestreben, den verschiedenen Begriff eines Wortes darzustellen.

Gleichlautende Wörter verschiedener

Monarch fort. Als der Schreiber auch dieses Diktat beendet, sagte der Kaiser: „Und nun teilen Sie uns die Thätigkeit von beiden mit!“ Der Nachbar des Kaisers zögerte. „Aber so schreiben Sie doch“ drängte der Monarch mit vielsagendem Lächeln. „Majestät“, entgegnete jener, „ich weiss in der That nicht, ob ich schreiben soll, „beide mahlen“ oder „beide malen.“ „Sehen Sie“ rief der Kaiser, „vor welche unlösbare Aufgaben die heutige Rechtschreibung uns zu stellen vermag? Wir können nicht von einem Maler und einem Müller gleichzeitig die Thatsachen berichten, dass sie ihren Beruf ausüben, ohne beim Niederschreiben in einen ernsten Zwiespalt mit unserer heutigen Rechtschreibung zu geraten“.

(Berliner Abendzeitung.)

Bedeutung dürfen nicht abweichend dargestellt werden, während andererseits bei ähnlich klingenden Wörtern auch in der Schrift ein Unterschied bemerkbar sein muss.

4. Das etymologisch-historische Prinzip und die phonetische Schreibweise.

Die gegenwärtige Rechtschreibung ist bestrebt, durch die Schrift gleichzeitig die Zusammengehörigkeit der Wörter, ihre Verwandtschaft anzugeben. Dazu gehört:

- a) der Gebrauch von ä und äü, in Wörtern, die ihre Herkunft solchen mit a und au verdanken: älter—alt, Bäume—Baum;
- b) die Anwendung der inlautenden Stammkonsonanten b, d, g, im Auslaut: „Weib, Wald, Berg“ mit b, d, g, trotz der wirklichen Aussprache p, t, k, wegen „Weibes, Waldes, Berges“;
- c) das Beibehalten des weichen Stammkonsonanten vor t: „sprengte“ von „sprengen“, trotz der Aussprache „sprenkte“;
- d) das Behalten der inlautenden Konsonantenverdopplung vor folgenden Konsonanten und im Auslaute: „kannte, soll“, wegen „kennen, sollen“;
- e) das Verbleiben des wurzelhaften h vor der Endung und im Auslaute: blühte—blühen, Reh—Rehe, geht—gehen, mahlt—mahlen etc.;
- f) das Festhalten am d des Stammes vor der Endung te: sandte—senden.

Diese Eigentümlichkeit der neuhochdeutschen Orthographie erklärt sich durch die Geschichte der Sprache. Das Neuhochdeutsche wurde nirgends eigentlich gesprochen, sollte aber zur Verständigung zwischen den Angehörigen der verschiedenen Stämme und Dialekte

dienen. Dieser Zweck erfuhr nun eine wesentliche Förderung dadurch, dass die Stammform so weit als möglich beibehalten wurde. Jene Eigenthümlichkeit — nach welcher heute beispielsweise das Wort Schuster, der Verwandtschaft mit Schuhe und Schuhmacher wegen, „Schuhster“ zu schreiben wäre — entsprang also zwar nicht dem der nhd. Rechtschreibung zu Grunde liegenden phonetischen Prinzip, diente aber doch in hervorragender Weise dem Verständnis, der schnellen und leichten Auffassung des Gelesenen.

So damals! Ist aber noch heute die Nötigung vorhanden, die Abstammung zu beachten? Meines Erachtens nach nicht; denn:

- a) die Belehrung über die Herkunft der Wörter liegt ganz ausserhalb des orthographischen Zweckes und ist für 999 von 1000 Schreibenden absolut nicht vorhanden. „Was wissen jene 999 von den Stämmen, und was brauchen sie davon zu wissen? . . . Die Wissenschaft mag Betrachtungen über die Sprache anstellen, aber mit dem Sprechen und Schreiben haben diese Betrachtungen nichts zu thun. Wer „Person“ sagt oder schreibt, will dadurch den Begriff „selbständiges, menschliches, nicht näher bestimmtes Wesen“ erwecken, nicht aber „Sprachrohr, Maske, Rolle“ oder überhaupt die lateinische Abstammung und Bedeutung.“ (Dr. K. Duden).
- b. Wenn jemand das Wort „Beume“ liest, kann der Zuhörer nicht wissen, ob es auf dem Blatte mit eu oder aü geschrieben ist, und er versteht den Sinn dennoch. Würde nun der Satz, dass der Umlaut von au eu sei, bestätigt werden, so hätten wir der Raum — die Reume, der Traum — die Treume etc. zu schreiben. Wenngleich wir von der Verwandtschaftsbezeichnung der Wörter ab-

sehen, müssten wir dennoch vorläufig ä und äü in den Fällen, wo ihre Ableitung von a und au deutlich erkennbar ist, d. h. im Volksbewusstsein genügende Unterlage findet, beibehalten, bis dieser Punkt eine definitive Erledigung gefunden hat. Volksbewusstsein sei besonders hervorgehoben, weil der Sprachforscher auch sehr entfernte Abstammungen, die vor dem Auge des Laien verschwimmen, noch erkennt oder ahnt.

- c) Teilweise berücksichtigen wir auch jetzt die Abstammung nicht, wie es die Worte „Eltern, edel, ereignen, Seckel, Geberde, schellen, behende etc. bekunden. Würden wir strenge die Abstammung berücksichtigen, so wäre z. B. trotz der Aussprache „stak, erschrak, Tracht, möchte, gescheiter“ — „stack, erschrack, Tragt, mögte, gescheider“ zu schreiben, wegen „stecken, erschrecken, tragen, mögen, scheiden.“ In diesen Fällen würde die Verwandtschaftsberücksichtigung unbedingt eine fehlerhafte Aussprache nach sich ziehen und dem phonetischen Grundcharakter unserer Rechtschreibung gradezu widersprechen.
- d) Obgleich beim Sprechen im Auslaute die weichen und harten Laute nicht von einander unterschieden werden, schreiben wir „Rind, Kalb, Tag“ gegenwärtig mit einem d, b, g, weil diese Wörter in der Verlängerung nicht „Rinter, Kälper, Take“, sondern „Rinder, Kälber, Tage“ heissen.*) Schön! Welche Gründe aber sprechen dafür „und, sind, irgend, ob, ab, etc.“, Wörter die nicht verlängerungsfähig sind, mit weichem Endkonsonanten zu schreiben? Hat man bei „und“ an die alte Schreibweise „unde“ gedacht, so ist übersehen

*) Bei „litt, schnitt, sott“ aber schreiben wir kein d, obgleich solches in der Nennform dieser Zeitwörter vorkommt. Wie unkonsequent!

worden, dass im Mittelalter nebenher auch die Schreibart „unt“ gebräuchlich war. Und was soll wohl die Schreibweise von „Abt, Obst, Erbse, Krebs etc.“, von Wörtern, die inlautend den harten Konsonanten zeigen, rechtfertigen? Es wäre daher vorzuziehen in Zukunft „unt, sint, irgent, ap, op, Apt, Erpse, Opst, Kreps, das Rint — die Rinder, das Kalp — die Kälber, der Tak — die Tage etc.“ zu schreiben. Die Schrift hat sich nach der Sprache zu richten, weil sie die sekundäre Begleiterin derselben ist. Der Einwurf, die Zusammengehörigkeit der Wörter werde dadurch undeutlich, schwindet mit dem Hinweis auf das lautliche Verhältnis. So ist jedem Deutschen bekannt, dass die Lautformen Kalp — Kalbes, Kint — Kindes zusammengehören, auch wenn er sie nur gehört, nicht gesehen hat. Warum soll man daher dem Auge nicht eben soviel wie dem Ohre zumuten dürfen? Wo die Lautaussprache Unterschiede macht, muss auch die Schriftsprache solche ausbilden.

- e) Wohl bleibt die Verwandtschaftsberücksichtigung ohne störenden Einfluss auf die richtige Aussprache. „Blühte, sandte, soll“ lauten trotz der Schreibung: „blüte, sante, sol.“ Selbst das Zeichen der weichen Konsonanten im Auslaute und vor der Endung, beispielsweise in „Rad, sprengte“ bleibt ohne Bedeutung für die richtige Aussprache, da uns Deutschen gegenwärtig gradezu unmöglich ist, in den angegebenen Fällen den weichen Konsonanten auszusprechen. Wir gebrauchen trotz der Schreibart unfehlbar den harten Laut, also: „rat, sprenkte.“ Doch ist in Frage zu stellen, ob das Volk den weichen Laut beim Schreiben in Anwendung bringt. Man sehe sich hierauf-

hin die Rechnungen der Handwerker, die Briefe der Landleute an!

- f) Die altdeutsche Schrift hielt sich mehr an die Aussprache, wofür beispielsweise Niblungen- und Gudrunlied beredete Zeugnisse ablegen. Dort findet man: wîp—wibes, kleit—kleides, kînt—kindes, lîp—libes, hant—hende, lant—landes etc.

Vielfach wird für die eigentümliche Schreibweise ein historischer Grund angegeben. Man habe ehemals so geschrieben. Allerdings. Doch folgt aus der ehemaligen Schreibung nichts für die Regelung der jetzigen. Ehemals schrieb man beispielsweise „vund, vundt, ann, mitt, inn, Irenn (ihren), haltennd, gefolgett, standt, Geschrift, Teyl, Jhesus, gantz, Hertz, Creutz etc“, was in jener Zeit, unbestritten richtig war, jetzt aber entschieden als falsch gilt. Ist hier unsere übergrosse Pietät vor dem einmal Bestehenden und unser wissenschaftliches Bedenken, welches sonst über die Theorie die notwendige und handliche Praxis vergessen lässt, gefallen, weshalb sollte es nicht auch in Zukunft so sein? Nur um einigen Gelehrten das Sprachstudium zu erleichtern, den Kindern und dem Volke durch Berücksichtigung der Abstammung und geschichtlichen Entwicklung eines Wortes aber dessen Schreibweise unter Anwendung teilweise unpassender, teilweise überflüssiger Lautzeichen zu erschweren, dürfte weder pädagogisch noch ökonomisch eine Rechtfertigung finden. „Volksfreundlich ist es gewiss nicht.“

Dennoch finden Abstammung und geschichtliche Entwicklung der Wörter hartnäckige Verteidiger. So wird mir geschrieben: „Ein grosser Teil unserer Vereinsmitglieder kann sich noch nicht dazu verstehen, die Abstammung und geschichtliche Entwicklung der Wörter bei ihrer Schreibung vollständig ausser acht zu lassen und würde, wenn dies durchaus verlangt werden sollte,

lieber aus dem Vereine scheiden, als seine Meinung aufgeben. Das aber würde der guten Sache sehr schaden. Wenn es erst so weit sein wird, dass man die Einführung einer vereinfachten Rechtschreibung allgemein als notwendig anerkennt, so steht zu hoffen, dass dieser Punkt bei Feststellung des Regelbuches zu gunsten Ihrer Ansicht entschieden werden wird.“ (Tschirch-Bunzlau).

Gebrauch des Buchstabens an der Stelle, wo man den ihm entsprechenden Laut hört, ohne Rücksicht auf Abstammung und geschichtliche Entwicklung des Wortes, mit Ausnahme-Anwendung von ä und äü in Wörtern, die ihre Herkunft solchen mit a und au verdanken.

5. Verschiedene Ansichten über das inlautende „h“.

„Es thut mir lang schon weh’,
Dass ich dich in der Gesellschaft seh’“

Mit Berechtigung steht das h im Anlaut, wo es selbständiges Lautzeichen ist und zu deutlicher Aussprache gelangen muss, wie in dem Satze: „Hans hackt heute hinterm Hause Holz“, ohne Berechtigung oft im Auslaut, wo es nur Dehnungszeichen ist, wie in den Wörtern „Weh, Stroh, Vieh.“ Auch inlautend — namentlich vor l, m, n, r oder Vokalen: Dohle, Muhme, Bahn, Uhr, Thal, Thema — dient das h oft zur Bezeichnung der Länge des Selbstlautes, ist in solchen Fällen ein Dehnungszeichen und kann als solches, wie früher dargelegt worden, ausgeschieden werden.

Steht das h aber im Inlaut zwischen Vokalen — wie beispielsweise in den Wörtern Lohe, Brühe, Ehe, Rahel — so sind die Meinungen verschieden, ob es dort ein Dehnungszeichen ist oder einen selbständigen Laut

bildet, und so treten wir mit den diesbezüglichen Untersuchungen an eine schärfere Klippe heran.

- a) Viele sehen hier inlautendes h als selbständiges Lautzeichen an, behaupten dasselbe in solchen Wörtern nicht nur in-, sondern auch auslautend wie in „Kuh, Reh“ zu hören und verlangen infolgedessen eine dieser Aussprache gemässe Schreibweise. So meint Gut: „In vielen Fällen werden e und h hartnäckige Verteidiger finden, und eigentlich ist das Recht auf ihrer Seite. Sie sind in früherer Zeit selbständige Buchstaben gewesen und deutlich ausgesprochen worden*). Und schreibt man gehen, sehen — so verlangt die Etymologie geht, sieht.“

*) „Dem Dehnungs-h“ sagt Dr. Duden, „geht es wie so oft den Menschen, wenn ihr seliges Ende naht: auf einmal will sie jeder lieb gehabt haben, der sich gar nicht um sie bekümmert hat. Soweit durch die vielen und vielgestaltigen Apologien des H etwas von einem elegischen Hauch der Grabrede weht, gönnen wir ihm gern auch den Weihrauch, der seinen Heimgang ehrt. Aber es giebt unter seinen Lobrednern auch manche, welche die Todesgefahr noch für abwendbar halten, und es zu neuem, frischem Leben berufen möchten. Selbst Männer, welche bis vor kurzem noch als Autoritäten gegen die Dehnungszeichen öffentlich ehrend genannt wurden, kämpfen jetzt als Paladine für das H. Woher das?“ Dr. Duden findet keine Antwort auf diese Frage. Dr. Frikke erledigt sie, wie folgt: Das Gefühl besiegt den Verstand, und dieser tritt in den Dienst desselben, um nach liebsamen Gründen zu forschen. Solche Gründe gehören aber in eine Grabrede, keineswegs in eine wissenschaftliche Untersuchung.

Ursprünglich bezeichnete ferner ie, wie sich Gut auslässt, „einen Doppellaut wie ei oder au, z. B.: die, lieben. Der gebildete Schweizer muss sich ja recht sorgfältig in acht nehmen, dass er ie als reines langes i spricht, und im Umgange mit Sachsen oder Preussen könnte es uns leicht begegnen, dass unsere Aussprache als bäuerisch oder ungebildet belächelt würde, wenn wir das vollberechtigte e auch nur ein wenig hervortreten liessen.“ Noch heute tritt das e hinter i in manchen Wörtern als selbständiger Laut mit Berechtigung auf und wird selbstverständlich dort gesprochen und geschrieben: Linie, Lilie, Amalie, Emilie, Prämie etc.

- b) Andere sehen im inlautenden h nur ein Dehnungszeichen und verlangen infolgedessen seine Entfernung: „Mir scheint es unzweifelhaft“, schreibt Tschirch, „dass das h nicht bloß in diesen Wörtern fortbleiben kann, sondern fortbleiben muss, weil es in diesen Wörtern nichts anderes als ein Dehnungszeichen für den Stimmlaut e ist. Vergleichen Sie z. B. steh—len, und steh—en mit einander! Diejenigen Personen, welche das h in diesen Wörtern wirklich aussprechen, befinden sich demnach in einem Irrtume.“
- c) Schliesslich wird noch folgende Ansicht vertreten: Das h ist in dem fraglichen Falle weder ein selbständiges Laut- noch ein Dehnungszeichen, sondern wird dort eingeschoben, um ein Verschmelzen der Vokale zu verhindern.

Ich halte mich zur Entscheidung dieser Sache nicht für kompetent, da die Aussprache eine individuell verschiedene sein mag, je nachdem der Kehllaut h darin zur Geltung gebracht wird oder nicht. Meine hier gegebenen Erörterungen sind auch keineswegs Regeln, sondern sollen nur einzelne für die Rechtschreibung wichtige Gesichtspunkte zur Sprache bringen.

Thatsache ist, dass das fragliche h in vielen Gegenständen ausgesprochen wird, in andern nicht. Um in dieser Sache ein endgültiges Votum abgeben zu können, müsste zunächst festgestellt werden, wie die Mehrheit spricht. Dieses Resultat allein aber würde noch keineswegs zum Urteilsspruche massgebend sein, weil die Mehrheit nur dann entscheidet, wenn sie im Wachsen und die Minderheit im Abnehmen begriffen ist. Hierauf hätte man also in zweiter Linie Rücksicht zu nehmen. Spricht die im Wachsen begriffene Mehrheit das zwischen Vokalen eingeschobene h nicht aus, so ist der Grund, früher sei das h gesprochen worden, nicht stichhaltig. Im Mittelalter

schrieb und sprach man auch: muot, buoch, suochen, hüeten, trüeb u. s. f., und es ist kein Unglück geschehen, dass mit der Zeit diese Diphthonge in einfache Vokale verwandelt wurden. Ebenso hinfällig ist die Ansicht, das h müsse zwischen den Vokalen sein, um einem Verschmelzen derselben vorzubeugen. Diese Vorsicht ist ganz unnötig. Wie die Wörter „säen, feiern, befreien, schreien“ das h entbehren, ebenso kann dasselbe auch aus „mähen, nähen, spähen, leihen, weihen, Reihe, Reiher etc.“ entfernt werden. Und halten wir die Schreibweise des ä, ö, ü aufrecht, so können wir auch ohne Gefahr „Rue, Loe“ schreiben, ohne eine Verschmelzung der Vokale dieser Wörter zu befürchten. Lesen wir doch heute „Poesie, soeben, thue, beunruhigen, zuerst etc.“, ohne o und e oder u und e zusammenzuziehen, trotzdem diesen Wörtern das Trennungs-h fehlt. Ebenso kann das h aus Wörtern gestrichen werden, wo es ein Doppel-e scheidet — Darlehen, drehen, Ehe, ehe, gehen, stehen, wehe, Zehe etc. —, weil wir hier die beiden e sprachlich ebenso trennen können, wie wir es bereits in „Seen, feenhaft, Ideen etc.“ thun, und die Gefahr, das Doppel-e in einer Silbe zu lesen, nur scheinbar vorhanden ist und mit der Beseitigung der Doppelvokale ganz schwinden wird.

Ist das h also zwischen Vokalen nicht selbständiges Lautzeichen, wozu auch meine Ansicht neigt, so ist die Forderung gerechtfertigt:

Ausweisung des h an den Stellen, wo es bisher zwischen Vokale eingeschoben war, um das Verschmelzen derselben zu verhindern.

6. Die beiden Marksteine rein phonetischer Schreibart.

Nun könnte man mir entgegnen, dass trotz der Annahme aller meiner gemachten Vorschläge keine rein-

phonetische, d. h. den Sprachlauten ganz genau entsprechende Orthographie zu erreichen sei. Allerdings ist dieser Einwand berechtigt. Immerhin kommen wir der ministeriellen Instruktion: „Bezeichne jeden Laut, den man bei richtiger und deutlicher Aussprache hört, durch das ihm zukommende Zeichen“ einen ansehnlichen Schritt näher. Die Regel: „Schreibe, wie du richtig (dialektfrei) sprichst“ ist nicht durchführbar, weil 1. eine volle Deckung von Laut und Zeichen der Praxis unübersteigbare Schwierigkeiten bieten würde und 2. die Lautform des Nhd. durchaus nicht in allen Punkten festgestellt ist, vielmehr eine Menge streitiger Punkte aufweist. Gehen wir auf beide Behauptungen näher ein.

Der ersten kann nicht widersprochen werden. Das Bestreben, den Laut richtig zu bezeichnen, scheitert an der Unzulänglichkeit unseres Alphabets, das bei weitem nicht genug Zeichen besitzt, als nötig wären, alle Laute unserer Sprache schriftlich darzustellen. Die „Zeitschrift für orthographie, ortoepie und sprachphysiologie“ (Werthers Verlag in Rostock) enthält in Nro. 5 des Jahrganges 1885 einen Artikel über die runden und spitzen Hauptvokale*). Der Verfasser dieses Artikels unterscheidet in der deutschen Schriftsprache 2 e, 2 o, 2 ö, 2 a, 2 i, 2 ü,

*) Aus den vom Verfasser, Herrn Kewitsch—Landsberg a/W, gebrachten 231 Belegen habe ich nur einige von denen ausgewählt, die mir inbetreff der Aussprache zu keiner Ausstellung Anlass gaben. Wider viele der in seiner Abhandlung gebrachten Exempel lassen sich inbezug auf Klangfarbe und Quantität der Vokale nicht wenige Einwände erheben, und man muss Prof. Ed. Wiebe—Hamburg beistimmen, dass es nicht gelingen will, in Rücksicht auf die Beispiele zu bestimmen, ob — und wenn — wo im lieben deutschen Vaterlande die Wiege dieses Herrn stand. Nehmen indes auch seine Arbeiten für die Fragen der Volksorthographie einen höchst untergeordneten oder vielmehr gar keinen Rang ein, so sind sie doch, von den Mängeln abgesehen und die Idee des Verfassers ins Auge gefasst, anzuerkennende Untersuchungen wissenschaftlichen Wertes.

2 u, von denen jeder Laut sowohl kurz wie lang vorkommt. Er bezeichnet sie mit *e-ε*, *o-o*, *a-a*, *ι-ι*, *y-v*, *u-U*.

Krs. *e*: tapezir, regieren, Lgs. *e*: ehren, lehren, kameel.

„ *ε*: es, fest, gestern. „ *ε*: gern, bergen, ä (?!)

„ *o*: politik, nomaden, vor. „ *o*: ofen, not, monat.

„ *o*: ob, oft, offen. „ *o*: norm, borgen, vorn. *)

„ *ö*: komödiant, homöopat. „ *ö*: mögen, stöhnen, öde.

„ *ö*: öfter, götter, löffel. „ *ö*: zwölf, nördlich. *)

„ *a*: wachholder, kameel. „ *a*: vater, malen, name.

„ *a*: an, hat, kamm. „ *a*: arm, garn, alm. *)

„ *i*: direkt, Jenni, Walli. „ *i*: ihn, biegen, polier.

„ *ι*: in, ist, rippe. „ *ι*: gehirn, stirne, *)

„ *y*: fusilier, büro. „ *y*: bücher, mühle, füsse,

„ *v*: brüche, flüsse, küsse. „ *v*: stürme, türme. *)

„ *u*: dualist. brutal. „ *u*: buch, das bruch, fuss.

„ *U*: der bruch, fuchs. „ *U*: sturm, turm *).

Ist aber eine vollständige Übereinstimmung von Laut und Zeichen überhaupt notwendig? Im Interesse der Wissenschaft, wobei der Forscher den Lautbestand einer gesprochenen Rede fixieren will, und bei einer Schreibung behufs Erlernung der Aussprache irgend eines Idioms — wohl, nicht aber nach den Bedürfnissen des ganzen Volkes, denn die Schreibung der Volkssprache dient zur Verständigung zwischen Landsleuten, denen also die betreffende Sprache geläufig ist. Offenbar genügt dazu die Bezeichnung der Hauptlaute, so dass auf die Fixierung aller vorhandenen Schattierungen und Änderungen, welche die Laute beim Zusammentreffen im Redefluss erleiden, verzichtet werden kann; denn die Darstellung der gesprochenen Rede ist nicht

*) Es ist auffallend, dass die Verlängerung des Vokals in diesen Beispielen als mustergültig betrachtet wird; ich spreche hier überall kurzen Vokal. Meines Erachtens nach wären die langen *o*, *ö*, *a*, *ι*, *v*, *U* zu streichen, während das lange *ε* für das lange *ä* (Väter) in Geltung bleiben könnte. Ferner würde ich nicht das kurze *α* vom kurzen *a* trennen, sondern nur einen kurzen wie einen langen *a*-Laut unterscheiden.

Hauptzweck der Schrift, sondern nur das Mittel zur Erreichung desselben. Eine Rechtschreibung, bestrebt ein photographisch getreues Abbild der gesprochenen Rede zu sein, würde dem Laien etwas schlechthin Unmögliches zumuten und noch dazu den Vorrat unserer Schriftzeichen so erheblich vermehren, dass bei aller Anerkennung der wissenschaftlichen Genauigkeit dennoch die Praxis Widerspruch fände. So enthält beispielsweise Dr. Frohmes Alphabet 52 Buchstaben. Das ist für eine Volkssorthographie offenbar zu weit gegangen.

In direktem Gegensatze hierzu stehen diejenigen, welche, von jeder Dehnung und Schärfung absehend, den Satz: „Schreibt jedes deutsche Wort auf die einfachste Art, wie ihr es hört, und überlasst es dem Leser, den richtigen Ton hineinzulegen“ zur Forderung erheben und diese damit begründen, dass, wie der Leser schon heute das e und u in „Erde, Beschwerde, buchen, suchen“ lang, in „Erbe, lernen, Bucht, Sucht“ kurz ausspricht, auch der blosse Sprachgebrauch künftig bei gleichmässiger Schreibweise für alle Vokale über die Länge und Kürze eines jeden wird entscheiden können. Dass ferner beispielsweise e als Dehnungszeichen entbehrt werden könne, bezeuge die Schreibweise der Wörter Kamin, Augenlid etc., während die Wörter Schar, Star, Los, Herd etc., früher mit Doppelvokal geschrieben, eine mögliche Entfernung der Vokalverdopplung befürworten. Übrigens gebe es nur wenige Wörter, welche nicht den Deutschen, sondern den Ausländer, der sie lernt, ungewiss lassen, ob der Vokal lang oder kurz sei. —

Diese Forderung geht ebenfalls zu weit. Ähnlich klingende Wörter — wie Ruhm und Rum — wären nicht zu unterscheiden und würden unter Umständen ein mehrmaliges Lesen erheischen.

Erwägt man z. B., dass in und im als Präpositionen in jedem Satze ihre genau vorgeschriebene Stelle ein-

nehmen, deren Verschiebung die einfachsten grammatischen Regeln verbieten, so könnte man zu der Ansicht gelangen, es wäre zur Unterscheidung dieser Wörter von ihm und ihm gar keine abweichende Schreibweise nötig. Wenngleich aus der Konstruktion des Satzes ohne besonderes Nachdenken hervorgeht, ob ihn, ihm, in oder im gemeint ist, so wird dies dem Leser in Fällen, wo die Satzkonstruktion erst nach dem Lesen des Wortes hervortritt, doch nicht sofort klar sein, z. B.: „Er bat mich, im (ihm) Park und Garten meines Landbesitzes — schießen zu dürfen (zum Schießen zu überlassen).“ Ähnlich verhält es sich mit den Wörtern den, wen, denn und wenn: Denn (den) Menschen, die so schlecht gegen mich behandelt haben, verdienen keine Schonung (sollte ich nie verzeihn), oder: Wenn (wen) so viel Unglück, wie mich in diesem Jahre getroffen hat, zusammenkommt . . . (dem ist nicht zu verdenken . . .). Ohne unterscheidende Schreibweise würde zwar der verständige Leser wohl durch einiges Nachdenken herausfinden, ob beispielsweise entehrn oder entern gemeint ist, auch das Wort Ererbietung (Ehrerbietung) richtig lesen; allein es würden immerhin allerlei Denkopoperationen nötig werden, und der Zweck der Schrift, ohne besonderes Nachdenken verständlich zu sein, wäre verfehlt.

Das Bedürfnis, die langen und kurzen Vokale zu unterscheiden, lässt sich so ohne weiteres nicht ableugnen. Wenngleich wir hierfür keine neuen Schriftzeichen einführen wollen, so schlagen wir zwischen beiden Richtungen einen Mittelweg ein, indem wir die gegenwärtigen Vokalzeichen beibehalten, bei ihrer Anwendung aber der Regel über die Vokalquantität offener und geschlossener Silben Geltung verschaffen. (S. 20.)

Schwerwiegender erscheint die zweite Behauptung. In der That fehlt einer phonetischen Orthographie des Nhd. die unerlässliche Grundlage, nämlich die einheit-

liche Lautaussprache, so dass verschiedene schwankende Punkte zum Vorschein kommen. Der Hochgebildete hört oft den Hochgebildeten mit Widerwillen reden, der Bürger versteht den Bürger schwer und der Ungebildete den Ungebildeten meist gar nicht, wenn sie aus verschiedenen, von einander weit abliegenden Gegenden Deutschlands stammen. „So wird das lange S im N. weich, im S. meist hart ausgesprochen. So klingt ng im Auslaute (sang) teils wie nk (z. B. in Schlesien, verschiedenen Teilen Norddeutschlands, Östreich, der Schweiz etc.), teils ohne g, ganz wie im Inlaute (singen), so am Niederrhein, in Schwaben etc. Das anlautende st und sp wird fast in ganz Deutschland scht und schp ausgesprochen; nur der N.-W. hält am S. fest. Besonders verschieden ist auch die Aussprache des g. An- und inlautend (geben, zeigen) wird es in Niederdeutschland meist wie j, am Niederrhein und an anderen Orten wie ch, in Schlesien, Posen und ganz Süddeutschland meist als korrekt gebildetes g, d. h. als weicher Gaumenschlaglaut, ausgesprochen; das auslautende g (Schlag) wird in Niederdeutschland zu ch, in Mittel- und Oberdeutschland meist zu k.“ Letztere Aussprache ist gegenwärtig im Wachsen begriffen. Kein Berufsredner sagt noch Prolōch, Wēch, trāje, sondern Prolōk, Wēk, trāge; folglich gehört g = ch und j den Mundarten an und wird im Laufe der Zeit ganz verschwinden. Bei ig dürfte es sich aber vielleicht erhalten. Dem Norddeutschen würde die Lautform ik statt ich sehr hart erscheinen: Könik, artik, lustik. Vielleicht könnten wir hier durch einen Kompromiss helfen: lautlich überall ich für ig eintreten lassen und demgemäss auch schreiben, wodurch die Härte einigermaßen gemildert wäre. Ermächtigt sind wir zu dieser Abänderung durch den Entwicklungsgang der deutschen Sprache, die im Mittelalter vielfach die Formen ich, lich, zeigte, wo jetzt ig steht. Die Schreibweise „Könich,

wenich“ hat also historische Anhaltspunkte für sich, und auch der im Nhd. überwiegende Usus spricht für sie; denn etwa 36 Millionen sprechen ig wie ich (eckich, eckije), nur etwa 4 Millionen Alpenbewohner und einige norddeutsche Pendanten wie ik (eckik, eckige). In eine Regel gefasst lautet unsere Auseinandersetzung über das g: Jedes auslautende g ist in k, in der Endung ich jedoch in ch zn verwandeln. — Doch mit echt partikularistischer Subjektivität verteidigt jede Provinz ihren Usus, für ihn, nicht für die Gesamtsprache nach Gründen suchend.

Die vorhandenen Schwankungen sind natürlich als Mängel zu beklagen, um so mehr, als sie kein wissenschaftliches Votum aufzuheben vermag. Der Grund hiervon liegt in der eigentümlichen Entstehung des Nhd., nach welcher sich die gesprochene Sprache aus der Schrift, nicht — wie es der natürliche Vorgang gewesen wäre — diese aus jener entwickelte. Gewiss wäre es der Wissenschaft möglich, ein Urteil abzugeben, wenn dem Nhd. eine bestimmte Mundart mit fixierter Aussprache zu Grunde läge. Bei den obwaltenden Umständen ist sie aber dazu nicht im stande.

In früherer Zeit gab es nämlich soviel Dialekte wie Stämme, was seinen Grund in der politischen Zersplitterung Deutschlands hatte. Ein Stamm verstand den andern nur mit Anstrengung. Als nun Luther an seine Bibelübersetzung herantrat, konnte er — sollte sein Buch allgemein gelesen und verstanden werden — sich dazu keines Volksdialekts bedienen und benutzte daher eine durch den Zusammenfluss verschiedener Mundarten entstandene, seit Ende des 15. Jahrhunderts im grossen und ganzen feststehende allgemeine deutsche Reichsprache, die in den Schriftstücken der kaiserlichen und fürstlichen Kanzleien, sowie auf den Reichstagen angewandt, aber nirgends vom Volke gesprochen wurde. Durch Luthers Vorgang gewann diese „gemeinste deutsche

Sprache“ immer mehr an Verbreitung. Es hiess nämlich: „Sprich, wie du schreibst“ und so wurde denn die Bibelsprache zur Sprache des mündlichen Verkehrs.

Vielfach hört man sagen: das Deutsche besitze überhaupt keine gemeinsame Schrift- und Umgangssprache, jeder Gau rede die Laute seines Dialekts, und die Behauptung einer allgemeingültigen Aussprache sei geradezu Unsinn.

Folglich würde jeder Deutsche das Recht haben, nach der Aussprache seiner engern Heimat zu schreiben. Der Oberdeutsche schriebe gut, der Schweizer guot oder guet, der Obersachse kud, der Schlesier gutt, der Märker jut, der Westfale chut etc.

Diese Behauptungen sind nebst den daraus gezogenen Folgerungen durchaus falsch. Abgesehen von wenigen Fällen, die Verschiedenheiten bieten — ob beispielsweise Bruch, Lache, Wucher langen oder kurzen Vokal habe — sind wir im Besitze einer Gemeinsprache, welche die Deutschen aller Gaue umschliesst, so dass die wenigen Ausnahmen das Vorhandensein einer allgemein deutschen Sprache nicht in Frage zu stellen vermögen. Wie könnte man im entgegengesetzten Falle einem Ausländer Anweisung über die Aussprache des Deutschen geben? Wie konnte in Deutschland selbst von Orthoëpie die Rede sein? Wie wäre man im Stande über die Rein- oder Unreinheit der Aussprache eines Redners oder Schauspielers zu streiten, wenn von vornherein feststünde, dass jeder gleichviel Recht hat? Und zugegeben, dass selbst der Gebildete nur selten den angeborenen Dialekt verleugnet, ist doch das Bewusstsein einer allgemeinen Lautsprache überall vorhanden. Würde es der schlesische Bauer nicht für falsch erklären, wenn sein Pastor auf der Kanzel von „hohen Bêmen“ spräche? Selbst der gewöhnliche Mensch spricht mitten im Flusse der dialektischen Rede hochdeutsch, sobald er gelesene Worte wiederholt. „Dass

weder in Berlin, noch in Stuttgart, weder in München, noch in Münster das Volk im Besitz der richtigen Aussprache ist, dass auch die Sprache der Gebildeten mehr oder weniger landschaftliche Färbung verrät, wer wollte das leugnen? Aber wenn der Lehrer in der berliner Volksschule kein jut für gut durchgehen lässt, wenn der Lehrer im kleinsten Dorfe Westfalens sich abmüht, seine Jungen an Schinken, statt S-chinken zu gewöhnen, wenn in den schwäbischen Schulen die Kinder — leider oft über das richtige Mass hinaus — st statt scht sprechen müssen, wenn endlich der sächsische Schullehrer mit verzweifelter Anstrengung den Unterschied zwischen „hartem p und weichem b“ predigt — was ist das anders als eine Anerkennung, dass über der landschaftlichen Aussprache eine allgemein gültige steht, und dass diese aus den Lesebüchern, d. h. aus der hergebrachten Schreibweise zu lernen ist.“ (Duden). Das Bewusstsein von derselben „ist so fest eingewurzelt, dass mancher sich über das rechte Mass hinaus bemüht, in seiner Aussprache das geschriebene Wort abzubilden und Stein und spielen trotz seiner süddeutschen Heimat mit hartem S lispelt, lediglich um dem Buchstaben soviel als möglich gerecht zu werden.“ Gerade der Schrift haben wir den Besitz unserer Gemeinsprache zu verdanken.

Es wäre also unrichtig, rücksichtlich der angeführten Schwankungen das Dasein einer normalen Aussprache des Nhd. überhaupt in Abrede zu stellen. Ein weites Gebiet zeigt jenen streitigen Fällen gegenüber vollkommene Einigkeit. Freilich macht auch hier die mundartliche Aussprache vielfach ihren Einfluss geltend, jedoch dann mit dem ausdrücklichen Bewusstsein, die dialektische Aussprache an Stelle der richtigen hochdeutschen angewendet zu haben. Der Sachse z. B., welcher sich nicht geniert, im gewöhnlichen Umgangston seinem Unmute gegen die „unkemidlichen Breisen“ Ausdruck zu geben,

wird sich als Lehrer, Kanzelredner oder Schauspieler vor dieser Aussprache hüten und sicherlich von „ungemütlichen Preussen“ reden.

Wollte die Zukunft eine für ganz Deutschland als massgebend geltende dialektfreie Aussprache feststellen, so wären nach Fricke folgende Hauptgrundsätze zu berücksichtigen:

1. Richtig sind alle Lautformen, welche die Gegenwart als richtig hd. anerkennt, ohne Rücksicht darauf, wie sie früher gewesen sind oder zukünftig sein könnten. Dass man ehemals poum, pin, Hagestalt etc. sprach und schrieb ist nicht entscheidend.
2. Die Bestätigung des Richtigen folgt
 - a) zunächst aus der jetzigen Rechtschreibung, soweit sie sich lauttreu zeigt. In dieser Beziehung hat die bisherige Orthographie hohen Wert, weil ohne sie die Feststellung der hd. Lautaussprache fast utopisch werden würde, da selbst wissenschaftlich Gebildete selten reines Deutsch reden und mundartliche Sonderheiten zur Geltung bringen wollen, sobald sie versuchend den Pfad lauttreuer Schreibart betreten.
 - b) Bei allen übrigen aus der Orthographie unbestimmbaren Wörtern müsste die Aussprache mustergültiger Bühnen nachgeahmt werden, weil es von jeher zu den Pflichten des Berufsredners zählte, sich die in den höchsten Gesellschaftskreisen ausgebildeten und von der Wissenschaft bestätigten Lautformen anzueignen. „Man darf sich darauf verlassen, dass wie jeder Lehrer orthographisch schreiben, so jeder Berufsredner orthoëpisch sprechen lernt.“
 - c) Bei obwaltenden Zweifeln ist weder persönliche Meinung, noch ein künstliches System, sondern

allein das Gesetz der Sprachbewegung entscheidend, wobei berücksichtigt werden muss, ob die Mehrheit im Wachsen, die Minderheit im Abnehmen begriffen ist (Zug — Züge = Zuk — Züge oder Zuch—Züje).

- d) Gelten mehrere Aussprachen als richtig, so möge man für solche Wörter auch eine mehrfache Schreibweise gestatten (Galosche — Kalosche, pirschen—birschen).

Neben seiner heimatlichen Mundart sollte jeder Deutsche die Erlernung des dialektfreien Nhd. anstreben. Man wende nicht ein, solches sei unmöglich, es gehören nur guter Wille und einige Übung dazu. Der richtig Sprechende könnte dann bei lauttreuer Orthographie auch ohne weiteres richtig schreiben. Allerdings ist auf solche Abhilfe in nächster Zeit noch nicht zu rechnen, weil gegenwärtig unsere herrliche deutsche Hochsprache als festes Band der einzelnen Stämme keineswegs die ihr gebührende Hochachtung findet, indem in ganz Deutschland die Ansicht herrscht, ein unrichtiger Buchstabe sei ein Fehler, ein unrichtiger Laut nicht. Schriebe ein Lehrer beim Staatsexamen „eisern, drei“, statt „äussern, treu“, so würde man ihn zweifellos zurückweisen; macht er jedoch diese Fehler beim Sprechen, so werden sie garnicht in Anschlag gebracht, obgleich das gesprochene Wort doch über dem geschriebenen steht. Wie seltsam! Vor einigen Jahren äusserte ein süddeutscher Grammatiker in seinem Lehrbuche den Wunsch, man möge in der Schrift die Unterscheidungen von b, d, g und p, t, k aufgeben, weil sie nicht beim Sprechen vorkämen. Er wird wohl schwerlich Gehör gefunden haben. Dass einige Mundarten hier keine Unterscheidung zeigen, kann doch keineswegs für die Hochsprache bestimmend sein, und die Lautaussprache dahin abzuändern ist, selbst wenn es ausführbar wäre, niemand befugt.

Ich kann nicht unterlassen, hier noch einige Vorschläge Klopstocks vorzuführen, welche den grössern Wohlklang und die Verfeinerung unserer Aussprache bezweckten*). Dahin zählt zunächst die Entfernung des pf am Anfange der Stammsilbe und nach einem Konsonanten. Pf, der härteste Laut unserer Sprache, ist — da f durch ein geblasenes p hervorgerufen werden kann — so unnatürlich wie Bp, Dt, Gk. Dtorf, Dtracht, mit Anstrengung ausgesprochen, würde ebenso widerspenstig wie z. B. Pfründe klingen. Bedenkt man, dass die Sprache an Wohllaut, die Schrift an Kürze gewinnt, so ist der Vorteil, statt pf f zu schreiben, einleuchtend: Fründe, Tau, Tropfen. Im Inlaut ist es zu trennen und klingt dann nicht viel härter als ff (trop-fen, ähnlich wie trof-fen). Wo es aber im Inlaut steht, muss es auch im Auslaut behalten werden, also: Tropf. Ob die Sprache jemals bis zu Troffen, Troff — statt Tropfen, Tropf, — vorschreiten wird, ist schwer vorauszusehen; vielleicht dürfte hier das f noch eher schwinden und Tropp, Zopp etc. gestalten. — Klopstock schrieb: Ferd, Tropf, stumf. Seine gute Absicht, die deutsche Sprache von einem übelklingenden Laute zu befreien, wurde von seinen Zeitgenossen missverstanden, indem man, ihm zur Last legend, er stelle die Aussprache seiner Heimat als mustergültig auf, gegen ihn mit wirklich nur landschaftlichen Sprachen ins Feld rückte. Selbst Männer wie Lichtenberg, der sonst nie mit leichtfertigem Spotte Geschäfte trieb, versuchte seinen Witz an ihm, ein Beweis, welch verführerische Gelegenheit das Neue dem Spotte darbietet. Dass Klopstock bei seinem Vorschlage nur den Wohlklang der Aussprache und nicht seine Heimat im Auge hatte, beweist der Umstand, dass er selbst eingesteht, auch bei seinen Heimatgenossen niemanden gefunden zu haben, der das graue und ehrwür-

*) cfr. Archiv f. n. Sprachen, S. 151—152.

dige pf offiziell abgeschafft wissen wollte. Seine Meinung war offenbar diese: Angenommen, dass der herrschenden Gewohnheit gemäss in Deutschland nirgends das pf in den angeführten Beispielen unausgesprochen bleibt, so sollen wir uns desselben aus dem triftigen Grunde begeben, weil es ein schwer auszusprechender, übelklingender Laut ist, der nicht etwa dazu beiträgt, unsere Sprache kräftig zu machen. Gewiss hat Klopstock Recht; denn wie soll ein Laut, bei welchem man die Pantomime des Ausspuckens macht, Gefallen erregen, und ausser dem Wörtchen „pfui“ ist jene Pantomime wohl nirgends am Platz.

Ausser der Vertauschung des pf mit f suchte Klopstock auch die des m mit n in manchen Wörtern einzuführen: samft, Vernumft. Für diese Schreibweise sprechen ausser der wirklich stattfindenden Aussprache die immer samft, fünf etc. hören lasse, noch der Umstand, dass die Aussprache des m vor f leichter und natürlicher sei, als die des n. In „Vernumft“ und „Zukumft“ ist die Schreibung des m bekanntlich auch etymologisch richtiger als die des n.

Die Wichtigkeit der Klopstock'schen Vorschläge liegt darin, dass damit die Berechtigung zuerkannt wird, die Aussprache, wenn es der Wohlklang erfordert, durch Übereinkommen auf ähnliche Weise abzuändern, wie es im Verlaufe der Zeiten auf unbewusste Weise geschehen ist. Nehmen wir z. B. an, es bestände auch in der Schriftsprache noch die in manchen Gegenden (Schweiz) als Dialekt fortlebende Aussprache des ie in wiegen, lieben etc., so geschähe es nur im Interesse des Wohlklanges, wenn wir die Aussprache des i anstatt ie einführen. Trotz der Unnachgiebigkeit bezüglich des pf weist die Neuzeit doch ein Beispiel auf, wo dem Wohlklange die Häufung von Vokalen zum Opfer gebracht wurde. Ich meine das Wort „selbständig“, welches

wohl nur mehr hier und da ein Schulfuchs mit zwei st schreibt und damit der Etymologie gerechter zu werden glaubt. Anknüpfend an die Schreibung selb anstatt selbst in jenem zusammengesetzten Worte, könnten wir mit gutem Fug auch schreiben: Selbsucht, selbich etc. Zugegeben, dass damit unserer Gewohnheit ein grosser Zwang angethan wird, enthalten aber die Vorschläge andererseits keinen Verstoss gegen die deutsche Wortbildung. (Dr. Eduard Schreder-Wien).

Indem ich es bei den geschehenen Andeutungen bewenden lasse, füge ich die ernstliche Erklärung hinzu, dass ich damit keine Grenze vorschreiben, sondern nur wohlgemeinte Fingerzeige geben wollte.

Eine rein phonetische, d. h. den Sprachlauten ganz genau entsprechende Schreibweise wird nicht angestrebt, weil volle Deckung von Laut und Zeichen der Praxis durch erhebliche Vermehrung unserer Schriftzeichen unübersteigbare Schwierigkeiten bieten würde; jedoch sollten durch geeignete Massnahmen die schwankenden Punkte in der Lautform des Nhd. entfernt und Abänderungsvorschläge, die grössern Wohlklang und die Verfeinerung unserer Aussprache bezwecken, beachtet werden.

7. Majuskel und Minuskel.

„Wär' der Gedank' nicht so verwünscht gescheidt,
Man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen.“

Eine nicht unbedeutende Schwierigkeit der gegenwärtigen Orthographie liegt im Grossschreiben der Dingenwörter. Welch ein endloser Streit dreht sich um die

Frage: Wo fängt das Dingwort an? Jeder Lehrer weiss, wie schwer hier die Scheidelinie zu ziehen ist. In allen andern Sprachen braucht man die grossen Buchstaben nur am Anfang der Sätze, bei Eigennamen und in Briefen bei den Fürwörtern, die sich auf die angesprochene Person beziehen. Wir Deutschen aber schreiben bald jedes zweite oder dritte Wort gross. Und nach welchen Regeln?

Treffend hat Dr. Frikke den diesbezüglichen Wirrwarr in seinem „Abriss einer vereinfachten Volkssorthographie“ beleuchtet, indem er ungefähr folgendes anführt: Nach Seite 14 des amtlichen Regelbuchs werden neben allen wirklichen Substantiva auch die übrigen Wortarten, sobald sie in dingwörtlichem Gebrauch stehen, gross geschrieben: Der Reiche, das Deutsche, das Wenn, das Aber etc. Dagegen wird „nichts, neues“ etc. trotz offenbar substantivischer Anwendung — wie in dem Satze: Du hast neues erfahren — klein geschrieben. Die Regel hätte wohl lauten sollen: „Adjectiva werden bei vorstehendem Artikel gross geschrieben?“ Keineswegs, denn bald darauf sehen wir, dass auch „im folgenden, im ganzen, im allgemeinen etc.“ klein geschrieben wird, obgleich „im“ nichts weiter, als eine Zusammenziehung von „in dem“ ist. Und selbst der sichtbare Artikel erheischt nicht immer den Grossbuchstaben: das andere, das meiste, das nächste etc. Hieraus ist ersichtlich, wie hinfällig diese Regeln sind. Wären sie wirklich eine Richtschnur, dann würden wenigstens keine Fingerzeige für die Anwendung der Kleinbuchstaben nötig sein, weil es einfach heissen könnte: „Alles Andere wird klein geschrieben.“ Allein es folgen nun besondere Regeln für den Gebrauch der Kleinbuchstaben. So sind nicht alle Substantiva gross zu schreiben, sondern nur bei dingwörtlicher Anwendung. Eine Regel, zu deren Verständnis wohl die wenigsten Leute hinreichende Sprachkenntnis besitzen.

Muss es dem einfachen Manne nicht seltsam genug erscheinen, neben „abends, morgens“ — „des Abends, des Morgens“ schreiben zu sollen? Auch solche Differenzen wie: „Es ist meine Schuld -- ich war schuld daran; es thut mir leid — ich habe ihm ein Leid zugefügt“ verwirren und verlangen Unterscheidungen, welche selbst Sprachforscher mitunter nicht auseinander zu halten vermögen. — So bilden diese Regeln ein Labyrinth ohne Ariadnefaden, indem eine die andere durchkreuzt und als unnütze Belastung des Gedächtnisses in einem Sumpfe von Ausnahmen erlahmt.

Dabei ist der Gebrauch der grossen Buchstaben, wie er gegenwärtig im Schwunge ist, der deutschen Schrift nicht einmal eigentümlich. Der Orthograph Joh. Kolross sprach als der erste von demselben. (Enchiridon vom Jahre 1530). Die Schreibweise bürgerte sich im 16. Jahrhundert ein und hat erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts allgemeine Gültigkeit angenommen. Hans Sachs schreibt noch sämtliche Dingwörter klein, Luther schon diejenigen gross, die ihm besonders wichtig erscheinen (auch Zeit- und Eigenschaftswörter). Jetzt schreibt man schon weniger Wörter gross als vor 20 Jahren. Die Schwierigkeit wird nicht eher aufhören, bis wir zur ursprünglichen Einfachheit zurückkehren. „Ja das wär' so natürlich, aber thun, thun wirs nicht.“

Dagegen wird von anderer Seite zur Verteidigung der Grossbuchstaben folgendes angeführt: Die Schwierigkeit beim Unterricht ist nicht so gross, wie oft gemeint wird. Sie wird wesentlich gemindert, wenn man die Fälle, in denen ein grosser Anfangsbuchstabe unbedingt stehen muss, von den Fällen sondert, wo es gleichgültig erscheint, ob ein Gross- oder Kleinbuchstabe zur Anwendung kommt. Es ist völlig gleichgültig, ob man schreibt: zu Gunsten, Haus halten, Niemand, es schlägt Zehn — oder: zu gunsten, haus halten, niemand, es

schlägt zehn. Unbestreitbar bleibt, dass die Anwendung der Grossbuchstaben in den Fällen, wo sie unbedingt sein muss, das Verständnis des Gelesenen wesentlich erleichtert.

Darauf sei erwidert, dass die Schrift nicht deutlicher als die Sprache zu sein braucht. Wir schliessen uns dem Vorgange anderer Nationen an und schreiben in Zukunft: Man sagt, der mann, lesen, das lesen, morgens, zu hause etc. — aber: Martha, Göthe, Bromberg. Griechenland, der Franzose — Du, Sie (in Briefen) etc. So dienen die Grossbuchstaben zur Verstärkung des Punktes, zur Verdeutlichung der Eigennamen, die sich nicht wie die Gemeinnamen aus dem Inhalt erraten lassen, und zur Bezeichnung der Ehrerbietung.

Es sei ferner an dieser Stelle noch darauf aufmerksam gemacht, dass sich in der Gegenwart vielfach das Streben geltend macht, die Grossbuchstaben ganz und gar zu entfernen. Eifrer hierfür finden wir namentlich unter den Stenographen. So schreibt Herr Kondring-Steele: „Da sind wir Stenographen doch vernünftiger. Wir sagen, dem Laut a kann niemand abhören, ob er lateinisch oder deutsch, ob er gross oder klein ist; er ist einfach nichts weiter, als ein einziger einfacher Laut, und darum genügt in der Schrift dafür auch ein einziges Zeichen. Gross- und Kleinbuchstaben zu haben ist ein Luxus, welcher das Schreibgeschäft und das Schreibenlernen nutzlos belastet. Also fort damit, nur ein einziges Alphabet!“ Dass es ausreicht, beweist auch die Telegraphie.

Was die Form der Grossbuchstaben anbetrifft, so dürfen diese nichts Anderes als grosse Kleinbuchstaben sein, wie es die Druckformen o O, s S, v V, w W, x X, z Z, deckend und diejenigen von i l, k K, p P annähernd zeigen. Dem entsprechend müssten auch die anderen Formen eine Abänderung erfahren, was gleichzeitig den Namen Grossbuchstabe rechtfertigen würde, während

jetzt in demselben ein Widerspruch oder doch mindestens eine Halbheit liegt.

Gebrauch der Grossbuchstaben zur Bezeichnung eines Abschnittes, eines Eigennamens und der Ehrerbietung.

8. Die Orthographie der Fremdwörter.

Unter allen Sprachen der Erde ist wohl keine, die rein von fremden Bestandteilen wäre. Allerdings ist die Anzahl der entlehnten Wörter bei den einzelnen Sprachen sehr verschieden. In besonders hohem Masse hat das Deutsche den Einfluss fremder Sprachen erfahren.

Ach, aber welches sind fremde Wörter? Kaffee, Thee, Meter, Gruppe, Rasse, Truppe, Prophet, Vogt, Veilchen etc., die hören wir täglich, aber Keiler, Frischling, entern, rampen und andere gut deutsche Wörter kommen uns nur durch Zufall zu Gehör oder Gesicht. Woran kann man nun die Fremdwörter unfehlbar erkennen? Guter Rat ist da teuer. Nach welchen Regeln soll man sie aber erst schreiben?

Bevor wir die letzte Frage beantworten, müssen wir eine Gruppierung der Fremdwörter vornehmen. Man hat drei Arten derselben zu unterscheiden: eingebürgerte, eingewanderte und eingeführte.

Die erste Art, die Lehnwörter, sind in alt- oder nhd. Zeit zu uns gekommen und haben das Gepräge ihrer ursprünglichen Fremdart durch Umformung verloren und so vollständig deutsche Art und Weise angenommen, dass nur die geschichtliche Sprachwissenschaft ein Bewusstsein von der Herkunft solcher Wörter hat. Dahin zählen beispielsweise:

- a) Keltischen Ursprungs: viele Fluss-, Berg- und Ortschaftsnamen: Rhein, Main, Donau, Melibocus, Vogesen, Mainz, Worms, sowie das scheinbar echt deutsche Wort „reich.“

- b) slavischer Abkunft: neben vielen Ortsnamen jener Gegend die Wörter: Petschaft, Peitsche, Pflug, Knute, Kutsche, Dolch, Droschke etc.
- c) römischer Abstammung: eine Menge geistiger Erbschaft verschiedenen Gebiets von schätzenswerter Bedeutung: Elefant, Pfau, Drachen, Pflanze, Frucht, Birne, Feige, Kirsche, Kohl, Kürbis, Lilie, Mandel, Maulbeere, Pfeffer, Rettich, Rose, Marmor, Kalk, Pflaster, Strasse, Platz, Mauer, Pfosten, Ziegel, Schindel, Wein, Most, Winzer, Kelter, pfropfen, impfen, pelzen, kochen, Speise, Butter, Essig, Käse, Öl, Senf, Anker, Kette, Becher, Schlüssel, Kiste, Lack, Fisch, Krone, Purpur, Spiegel, Kaiser, Kampf, Pfeil, Markt, Münze, Meile, Pfund, Zins, Zoll, schreiben, Brief, Siegel, Arzt, Büchse, Klausen, Kloster, Münster, Schule, Altar, Kanzel, Kreuz, Oblate, Orgel, Abt, Küster, Priester, Prophet, Siegris, Feier, Mette, Vesper, Messe, Segen, Almosen, spenden, opfern, predigen, Engel, Marter, Pein, Plage, verdammen, mahnen etc.
- d) griechischer Herkunft: Kirche, Pfaffe, Pfingsten, Teufel etc.

Die phonetische Schreibweise dieser Lehnwörter versteht sich von selbst.

Die zweite Gruppe bilden die eingewanderten Wörter, welche nicht mehr wie die vorigen durch umdeutschende Lautveränderung eingebürgert wurden, sondern ihre antike Gestalt meist beibehielten: Champagner, Bureau, Censur, Centimeter, Hyacinthe, Medaille, Guirlande, Journal, Affaire, Palais, Trottoir, Epaulette, Pension, Coupon, Diner, Souper, Filet, Gouverneur etc. Bei der Schreibweise solcher Wörter kommen wir am besten „über den Graben“, wenn wir es wie die Italiener und Spanier machen: jedes eingewanderte Fremdwort so schreiben,

wie wir es aussprechen, also: Toalette, Nazjon, Komtor, Redaktör, Schtreik, Följeton, Kampanje, Akzent, Kompani, Teater, Medalje, Plantaje, Biljart, Schampanjer, Niwô, Platô etc. So müssen sich die eingewanderten Fremdwörter den deutschen Laut- und Schriftzeichen fügen oder das deutsche Sprachgebiet verlassen.

Zur dritten Gruppe gehören die eingeführten Fremdwörter, welche in ihrer eigentümlichen Weise gesprochen und geschrieben werden: roi, knight, homme, (König, Knecht, Mensch).

Im folgenden sei auf einige Nachteile aufmerksam gemacht, welche die eigentümliche Schreibung der Fremdwörter notwendig mit sich bringt:

- a) Unsere Unsitte führt zu Lächerlichkeiten. Ein Teil der westafrikanischen Küste heisst in der Sprache der Eingebornen Ginni. Die Engländer schreiben dies, der Aussprachebezeichnung wegen, Guinea, denn die Schreibung Ginni würde Dschinnei lauten. Anstatt nun dem englischen Vorbilde nachzufolgen und den Gesetzen unserer Orthographie gemäss Ginni zu schreiben, nehmen wir die englische Schreibweise an und, das Schlimmste dabei, sprechen den Namen ganz nach Massgabe derselben Guinea aus: „Das ist ähnlich, als wenn die Engländer Wiesbaden (nach ihrem Lautsystem) Veesdauden schrieben, und die Franzosen wollten deshalb, indem sie den Namen durch ein englisches Buch kennen lernten, die berühmte Kurstadt Weesbodàng nennen. Wie würde man in Nassau über die unwissenden Franzosen lachen, und sie belehren, dass es auf der ganzen Erde doch kein Weesbodàng giebt!“
- b. „Um heutzutage eine deutsche Zeitung oder ein deutsches Buch richtig lesen zu können, muss man so viele Sprachen verstehen, als es Völker

gab und giebt. Wie kann z. B. jemand, der kein Spanisch versteht, wissen, dass das b in Habanna eigentlich den W-Laut bezeichnet? Wie weiss einer, der nie japanesische Sprachstudien getrieben hat, dass in dieser Sprache das g in Nagasaki eigentlich für ng steht? Wie kann man von einem Nichtperser verlangen, dass er das Wort Schah richtig Schach und nicht Schā liest?“ Das polnische sz deutet nicht den Laut ß, sondern sch an; Warszawa muss also, um dem deutschen Leser das richtige Lautbild zu vermitteln, Warschâwa geschrieben werden. Da ferner magyarisches cs gleich tsch ist, sollte Kecskemet in deutschen Büchern Kétschkemet oder Kétschkämet geschrieben werden. Und hätte jemand alle vorkommenden Sprachen getrieben, so würde er doch noch insofern auf bedeutende Schwierigkeiten stossen, als es bekanntlich gar nicht so leicht ist, die Nationalität irgend eines Wortes und namentlich die Aussprache desselben festzustellen, weil nicht selten Ausnahmen von der Regel stattfinden.

- c) Ganz besondere Schwierigkeiten bereitet die Unsitte dem Volke, das nur über seine Muttersprache verfügt. Der gewöhnliche Mann spricht das Fremdwort, da ihm die lautliche Bedeutung der ausländischen Schriftzeichen unbekannt ist, beim Lesen selbstverständlich nach deutscher Lautbedeutung aus, und erkennt ein Fremdwort, dessen er sich sonst in seiner Rede häufig bedient, gedruckt nicht wieder. „Der Kenner der alten Sprachen weiss freilich, warum der K-Laut in Katechismus mit K, der in Conferenz aber mit C geschrieben wird; warum der Z-Laut in Princip durch c, der in Nation durch t be-

zeichnet wird. Das Volk weiss es aber nicht, und schreibt nun entweder falsch, d. h. lautgetreu, und verletzt somit das Auge des sprachlich Gebildeten, oder es spricht das Fremdwort falsch aus und verletzt dadurch dessen Ohr. Sind wir stets bereit, über den Ausländer, der ein deutsches Wort korrumpiert zu lächeln, so dürfen wir unsererseits nicht in denselben Fehler verfallen, wozu die eigentümliche Schreibweise der Fremdwörter so leicht Veranlassung giebt.

- d) Nicht geringe Nachteile erwachsen auch der Schule, welche die Fremdwörter nicht ganz ausser acht lassen darf, weil eine nicht unbedeutende Anzahl derselben heutzutage einen unentbehrlichen Bestandteil des Wortschatzes unseres Volkes bildet. „Ist es nicht eine Sünde, wenn in jeder Schule oder Provinz anders gelehrt wird, und der Schüler, welcher etwa wechselt, immer anders und anders lernen muss? Oder wenn jemand im Examen eine niedrige Nummer bekommt, weil er nicht einmal die geographischen und geschichtlichen Namen richtig auszusprechen wusste? (Wer spricht sie richtig?) Ja in Schulen ohne Fachlehrer tritt dasselbe Unheil nicht selten schon bei der Versetzung von einer Klasse in die andere ein, weil die betreffenden Lehrer ihre Privataussprache besitzen.“*)

*) „Ich habe erlebt“, erzählt Dr. Fricke, „dass in einer höhern Lehranstalt der Geographielehrer einen Schüler tadelte, weil dieser Nikarágua sagte. Wir haben es in der dritten Klasse so gelernt, entgegenete der Getadelte beschämt. Möglich, zürnte der Lehrer, es heisst aber Nikaragúa. Im darauf folgenden Gespräche versuchte ich dem Geographen anzudeuten, dass man dem Knaben wohl sein Nikarágua lassen könne, da die Spanier es so sprächen; allein er bezweifelte die Richtigkeit meiner Angabe und meinte, man könne es so oder so lesen, und seine Aussprache halte er für die bessere. Übrigens möge der

Welche Fremdwörter entbehrlich sind, ist hier nicht der Entscheidungsort; doch sei als lobenswert hervorgehoben, dass sich in der Gegenwart ein Kampf gegen das Fremdwörterunwesen eröffnet hat. Wenn ich mich selber im Verlaufe der Abhandlung mehrerer Fremdwörter bedient habe, so war ich durch Zeitmangel verhindert, mich auch aktiv an dem Kopfzerbrechen über geeignete Übersetzungen (übrigens keine leichte Sache!) zu beteiligen und werde mich damit begnügen, das von andern Gewonnene, wenn es wirklich gut und einwandfrei ist, dankbar anzunehmen und mich beispielsweise feierlich verpflichten, nie mehr „Expressbote, Rubriken. Billet etc.“ sondern „Eilbote, Spalten, Fahrkarte etc.“ zuschreiben.

Eingebürgerte und eingewanderte Fremdwörter werden phonetisch geschrieben, die eingeführten dagegen in ihrer eigenartigen Orthographie dargestellt.

9. Orthographie der Vor- und Zunamen.

Die Taufnamen sind Eigentum des gesamten Volkes. Darum unterwerfen wir sie unbedenklich den orthographischen Gesetzen und schreiben: Diter, Gunter, Lotār, Walter, Rudolf, Josefine, Marta, Berta, Artūr, Luise, Klementine, Teodōr etc.

Lehrer in der dritten Klasse unbehelligt Nikarāgua sagen. Der Direktor sei so verständig, das individuelle (!) Wirken seiner Kollegen zu achten und keinerlei didaktische Schablone (!) einzuführen. Jeder Lehrer habe seine Freiheit und müsse sie haben, sollte der Unterricht gedeihlich werden. Ich hatte den Menschen offenbar unangenehm berührt und entschuldigte meinen unmotivierten (!) Eifer mit der Thatsache, dass ich Spanisch getrieben und zufällig Jahre lang mit einer Familie aus Nikarāgua verkehrt habe. Er lächelte freundlich und schüttelte leise mit dem Kopfe. Was er dadurch andeuten wollte, analysirte ich nicht; ich dachte in dem Augenblicke nur an Pädagogik und zwar recht betrübt.—“

Anders verhält es sich mit den Geschlechtsnamen, obgleich man freilich gerade unter ihnen eine Musterkarte von Absonderlichkeiten findet. Ich erwähne beispielsweise nur folgende: Abb, Bernstroff, Bodelschwingh, Bismarck, Heyse, Heydt, Holzbringk, Liedtke, Mayer, Meyer, Mejer, Meier, Maier, Seyffarth, Thiel, Winckelmann, Wugk etc. Trotzdem darf hier keine orthographische Änderung vorgenommen werden. Die Geschlechtsnamen bilden ein Privateigentum, und daher muss es dem Einzelnen überlassen bleiben, ob er die Schreibweise seines Namens mit den Anforderungen der Phonetik in Einklang bringen will oder nicht.

Die Taufnamen sind phonetisch zu schreiben, während die Schreibweise der Zunamen den Beteiligten überlassen bleibt.

10. Die Anwendung des Bindestrichs.

Dem amtlichen Regelbuch nach hat man den Bindestrich anzuwenden:

1. wenn bei mehreren aufeinanderfolgenden, zusammengesetzten Wörtern der allen gemeinsame Bestandteil nur einmal gesetzt wird, z. B.: Feld- und Gartenfrüchte, Vokallänge und -kürze.
2. wenn Eigennamen oder von solchen abgeleitete Eigenschaftswörter zusammengesetzt werden, z. B.: Jung-Stilling, Mecklenburg-Schwerin, nieder-schlesisch-märkische Eisenbahn.
3. wenn ohne denselben Zusammensetzungen a) unübersichtlich oder b) undeutlich werden, z. B.: Provinzial-Schul-Kollegium, das Für-sich-selbst-sein — der F-Laut, das Dehnungs-h.
4. erscheint der Bindestrich wünschenswert, wenn sich verschiedene Wörter ergeben, je nachdem

eine Silbe oder ein Buchstabe zu dem einen oder andern Wort gehörig angesehen wird. Erd-Rücken, Erdrücken, Acht-Ender, achtender, Druck-Erzeugnis, Drucker-Zeugnis, erb-lichen, er-blichen etc.

Wohl würde der Zusammenhang der Rede bei den zu 4 zählenden Wörtern, auch ohne Bindestrich dargestellt, keinen Zweifel über ihre Aussprache lassen. Nur ein Schwachkopf könnte falsch lesen. Dennoch ist die Anwendung des Bindestriches vorzuziehen, um dem Satze, dass bei ähnlich klingenden Wörtern auch in der schriftlichen Darstellung ein Unterschied bemerkbar sein muss, Rechnung zu tragen.

Da ferner beim deutlichen Sprechen der Klang eines Wortes klar hervortritt, indem die einzelnen Silben getrennt von einander gehört werden, dieses Faktum beim Lesen geschriebener Wörter aber wegfällt, so ist die Forderung gerechtfertigt, dem Leser von vornherein zu verdeutlichen, wie er ein Wort zu lesen hat: Opern-Arien, nicht Opera-rien. Zweckmässig erscheint namentlich die Trennung nebeneinanderstehender, als Diphthonge vorkommender, aber nicht zu einander gehörender Vokale: Wolga-Ufer, Pferde-Igel, Reise-Utensilien etc. Besonders nutzbringend wäre die Anwendung dieser Massnahme bei „unbekannten Fremdwörtern“, um die getrennte Aussprache bemerklich zu machen, z. B.: Re-us, Ha-ut, Ale-uten etc.

Treffen zwei gleiche Vokale zusammen, so erscheint die Anwendung des Bindestrichs nicht so wesentlich, sobald eine Vokalverdopplung überhaupt nicht oder bei dem bezüglichen Vokal nicht auftritt, z. B.: Reiseerinnerung, Donauufer. Jedoch empfiehlt sich gleichmässiger Schreibweise wegen auch in derartigen Fällen der Bindestrich-Gebrauch, also: Reise-Erinnerung, Donau-Ufer.

Ebenfalls zweckmässig ist letzterer, sobald auf ein mit ee endendes Wort ein mit e anfangendes folgt, z. B.: Armee-Entfaltung, Thee-Ernte, Kaffee-Extrakt, Klee-Empfang, See-Entwässerung, Schnee-Eintritt etc.

Der Bindestrich wird angewandt, um ein zu mehreren aufeinanderfolgenden Compositis gehörendes Wortglied nur einmal zu setzen, oder um durch Absonderung der verschiedenen Bestandteile eines Wortes die Aussprache, sowie das Verständnis desselben zu erleichtern.

11. Über das Zusammenschreiben.

In der Sanders'schen Schrift (Vorschläge etc. 1874) fassen die Regeln über das Zusammenschreiben 133 Seiten. Dabei hat Sanders nichts Überflüssiges, sondern mit Umsicht nur Wirkliches und Nötiges herbeigezogen. In der Sache, nicht im Referenten, liegt also der Übelstand. Wir wollen hier kurz sein.*)

Namhafte Schriftsteller schreiben: zu Recht machen, zurecht machen; nichts desto weniger, nichtsdestoweniger; wenn gleich, wenngleich; bloss zu legen, blosszulegen; Nerven stärkend, nervenstärkend; die Gummi sammelnden Leute, die gummisammelnden Leute; von Grund aus, vongrundauss etc.

Um das Richtige zu treffen, muss auf die Lehre vom Akzent zurückgegriffen werden. Die Zusammengehörigkeit zweier oder mehrerer Wörter, die verbunden gesprochen und daher auch zusammen geschrieben werden müssen, kennzeichnet sich durch das Aufweisen nur eines grammatischen Hauptakzents: réchtzeitig, wiederhólen, Trínkwasser, úebersetzen, úbersétzen, etc. (récht zeítig, wíeder hólen, trínk Wásser, úeber sétzen etc.).

Weil aber Zusammensetzungen oft lange Wörter hervorrufen, so ist das Zusammenschreiben thunlichst einzuschränken oder, falls die einzelnen Teile nicht ge-

*) Wer weiteres lesen will, den verweise ich auf die angezogene Sandersche Schrift und Frikke: Die Orthographie etc. 1874, S. 90—102.

sondert auftreten dürfen, durch den Bindestrich anzu-
deuten, z. B.: Recht sprechen ist Sache des Richters;
Ober-Landes-Gerichts-Rat. Sobald aber der Artikel auf-
tritt, darf die Sonderung nicht geschehen: Das Recht-
sprechen ist Sache des Richters.

Zu tadeln ist die Verbindung von Präposition und
Substantiv: zuross, zufuss, zuhaus etc. Sind doch solche
Begriffsverbindungen nur syntaktisch, keineswegs etymo-
logisch! Wenngleich alle Wörter eines Satzes in Be-
griffsverbindung treten, wahren sie immerhin (etymologisch)
ihre Selbständigkeit. Würde man alle einen Umstand
bezeichnenden Wörter verbunden schreiben wollen, so
wäre die Darstellungsweise des Satzes: „Er ging mit
voller glänzender Brustharnisch einher“ neben „zuross“
folgerichtig, an sich aber sprachwidrig, weil nur die
etymologischen Verbindungen, nicht die syntaktischen Zu-
sammenschiebungen neue zusammengesetzte Wörter zum
Vorschein bringen.

Die Zahlwörter betreffend, wäre noch zu bemerken,
dass die Zahlen von 13—19 zusammen, die von 20—100
aber getrennt darzustellen sind. Wie eine Million, eine
Legion, eine Mandel, ein Schock etc. geschrieben wird,
sind auch ein Hundert, drei Tausend etc. zu schreiben.
Werein hundred schreibt, muss auch eindutzend schreiben. —
Die Zahlen über 12 hinaus sollte man übrigens nie in
Buchstaben darstellen. Wie leicht lässt sich 358 723
gegen dreihundertachtundfünfzigtausendsiebenhundertund-
dreiundzwanzig überblicken! Mit demselben Rechte könnte
man auch „der kluge und tapfere feldherr verliert seine
schlacht“ schreiben.

Verbunden gesprochene Wörter werden
— bei thunlichster Einschränkung —
auch verbunden geschrieben, oder es
wird bei allzugrosser Länge die Zu-
sammengehörigkeit durch den Binde-
strich angedeutet.

12. Silbenbrechung.

Den amtlichen Bestimmungen zufolge ist „im allgemeinen“ nach Sprechsilben zu trennen, d. h. so wie sich die Wörter beim langsamen Sprechen von selbst zerlegen, z. B.: Für-sten-schloss, Ge-stalt, Ge-schwulst. Diese Regel würde ausreichen, wenn beim Sprechen die Trennung der Silben in allen Fällen eine fest bestimmte wäre. Dem ist aber nicht so, und deshalb werden besondere Anhaltspunkte notwendig. Das amtliche Regelbuch giebt deren 3.

1. Zusammengesetzte Wörter werden ihren Bestandteilen nach zerlegt, auch wenn diese Teilung gegen die richtige Aussprache verstösst, z. B.: vollenden, beob-achten, Atmo-sphäre war-um, dar-um, dar-aus, wor-in u. s. w.
2. Wenn ein Konsonant im Inlaut steht, so kommt er auf die zweite Zeile, z. B.: tre-ten, la-sen, nä-hen, Frei-heit — und da auch ch, sch, ph, th, dt nur einen Laut bezeichnen — Bräu-che, la-chen, lö-schen, Orthogra-phie, Mar-tha, Stä-dte, Ver-wan-dte.
3. Wenn mehrere Konsonanten im Inlaut stehen, so kommt der letzte auf die zweite Zeile, also: här-ter, Las-ten, Was-ser, Knos-pe, hak-ken, klop-fen, krat-zen, Ach-sel, An-ker, Fin-ger, Hoffnun-gen, fetts-te, wärms-te, ers-te, fröh-lich, eif-rig, Paps-te, Ob-rig-keit. Die Digraphen x und z treten immer auf die zweite Zeile: He-xe, rei-zen, rit-zen, ebenso pf nach vorhergehendem r und m der Aussprache gemäss: dam-pfen, em-pfinden, Kar-pfen.

Auf 1 der amtlichen Anordnungen habe ich zunächst einzuwenden, dass in jedem Falle die Redeweise den Ausschlag geben muss. Die allgemeine Aussprache von beobachten z. B. lehrt, dass die Abstammung von achten

vergessen sei, und es darf daher die Abteilung von beo-bachten nicht als fehlerhaft bezeichnet werden. Ferner ist die Trennung der Wörter war-um, dar-aus etc. entschieden unrichtig, weil sie einmal im Widerspruch mit der Aussprache steht und fürs andere durch die Bildung dieser Wörter nicht gerechtfertigt werden kann; denn das r gehört keineswegs zur Stammsilbe, sondern ist nur des Wohllautes wegen eingeschoben. Mithin ist da-rum, wa-rum etc. zu trennen, so dass die zweite der besonders ministeriellen Regeln Anwendung findet. — Die Vorsilben anlangend, so wird jede derselben getrennt ausgesprochen, und dementsprechend hat man auch beim Schreiben zu scheiden: be-antworten, Ge-spinst, Un-recht, Ver-rat, zer-brechen u. s. w. — Bezüglich der Vorsilbe emp (3) soll „der Aussprache gemäss“ em-pfinden getrennt werden. Ich halte emp-finden für richtig, glaube nicht, dass man em-pfinden spricht, sondern vielmehr das p schon bei der Silbe em hört. Man vergleiche z. B. die Aussprache des em in empor und empfangen. Bei letzterem Wort wird das des Wohllautes (?) wegen eingeschobene p sowohl zu em als zu fangen gehört.

Zu 2: Das Ministerium stellt irriger Weise Städte und Verwandte unter dieselbe Regel. Wenn man auch annimmt, das d werde nicht gehört, so bleiben doch immer noch bei „Verwandte“ zwei Konsonanten n und t; demnach würde nur das Wort „Städte“ unter die zweite, „Verwandte“ dagegen unter die dritte Regel fallen.

Zu 3 erlaube ich mir zunächst die Bemerkung, dass das Ministerium dieser Regel entgegen Für-sten-schloss trennt. Ferner glaube ich im Gegensatz zu den amtlichen Bestimmungen, bei richtiger Aussprache müsse pf auch nach m und r (wie bei der Vorsilbe emp) getrennt ausgesprochen, p schon zum m und r gehört werden und demgemäss auch zu trennen sein, wodurch

gleichzeitig im Interesse einer gleichmässigen Schreibweise Ausnahmen von der Regel unterblieben. Man vergleiche beispielsweise lum-pig und sump-fig, Kam-pher und Kamp-fe, Har-pune, Har-fe und Karp-fen. — Ist ein Vokal ausgefallen, so kann derselbe keinen Einfluss auf das Trennen ausüben, und wir teilen daher: win-ke-lig, wink-lig, Ei-fer, ei-fe-rig, eif-rig etc. ab.

Viele Schwierigkeiten werden mit der Neuorthographie schwinden: Lokken, hoffen, Nuzzen, laßfen, lößsen, Hexxe sich bequem in Lok-ken, hof-fen, Nuz-zen, laß-fen, löß-sen, Hex-xe abteilen lassen.

Zusammengesetzte Wörter und solche abgeleitete, die Vorsilben enthalten, werden ihrer Bildung gemäss getrennt, doch nur dann, wenn sich diese mit der richtigen Aussprache deckt. Steht zwischen zwei Vokalen nur ein Mitlaut, so kommt er auf die zweite Zeile, sind dort mehrere Konsonanten vorhanden, so nimmt nur der letzte die neue Stelle ein.

13. Fraktur oder Antiqua?

„Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.“ (Göthe.)

Unter allen Kulturvölkern des Abendlandes sind Griechen, Russen und Deutsche die einzigen, welche ihre besondern Schriftzeichen besitzen, während alle übrigen Abendländer sich ausschliesslich der Antiqua bedienen. Zu der Sonderstellung, welche Deutschland und Österreich einnehmen, tritt noch der Umstand, dass beide Länder neben der sog. deutschen Schrift oder Fraktur auch die Antiqua, also für eine Sprache zweierlei Schriftformen anwenden. Diese Doppelwährung der

Schrift ist eine nutzlose Unterrichtsbürde, ein Markstein der Kalligraphie und ein Hemmnis internationalen Verkehrs.

Es ist gar nicht lange her, dass man sich mehr und mehr der Gesundheitspflege in den Schulen zuwandte. Noch heute wird die Frage der Überbürdung in allen möglichen Variationen beleuchtet; welche Bürde aber den Schülern die Doppelwährung auferlegt, ist gänzlich unbeachtet geblieben. Dem deutschen Schüler tritt ein achtfaches Abc, das gross- und kleingeschriebene und das gedruckte lateinische und deutsche entgegen. Während die übrigen europäischen Kulturvölker nur eine vierfache Buchstabenreihe besitzen, mühen wir uns mit dem Erlernen zweier Alphabete ab. Wäre nur ein Schriftsystem im Gebrauch, so könnte, ohne dem Gegenstande auch nur den geringsten Abbruch zu thun, wöchentlich eine Schönschreibestunde in Wegfall kommen. Das wäre ein jährlicher Zeitgewinn von 40 Stunden, der in den acht Schuljahren zu 320 Stunden anwächst. Dazu kommt die Ersparnis beim Leseunterrichte, auf die später eingegangen werden wird. Unwillkürlich drängt sich die Frage auf: Wozu das Doppelte, wenn das Einfache ausreicht? Wie alle andern Völker können auch wir mit einem Schriftsystem auskommen; denn die beiden von uns angewandten schliessen einerlei Laute ein — und das Kennen- und Schreibenlernen der Buchstaben bildet doch keinen Selbstzweck, sondern soll nur zur Fixierung von Gedanken und Worten dienen, wozu ein Schriftsystem vollkommen ausreicht.

Entschieden wird ferner die Handschrift besser, wenn nur eine Schriftgattung im Gebrauch ist. Das Einüben der spitzwinkligen deutschen Schrift und das Aneignen der gerundeten lateinischen wirken unvermeidlich einander entgegen, weshalb die deutschen Schüler seltner und jedenfalls viel später in den Besitz einer festen Handschrift gelangen, als es der Fall sein würde, wenn

sie nur eine der beiden so verschiedenen Schriften zu üben brauchten. — Ausserdem ist unsere spitze Feder, die aus England stammt und zur Herstellung der runden Antiquazüge dient, für die deutsche Schrift, wie Sönneken nachweist, ungeeignet, die zu richtiger Darstellung eine Feder mit breiter Spitze erheischt.

Durch die Doppelwährung wird auch der internationale Verkehr erschwert. Hier nur soviel: In der Schreibschrift wendet man meistens die andern Völkern unbekannte Fraktur an, doch oftmals in Vermischung mit Antiqua, indem man den grossen Anfangsbuchstaben der Wörter die lateinischen Schriftzeichen zuweist, eine Unsitte, die sich besonders in kaufmännischen Kreisen Bürgerrecht erworben hat.

Indem sich nun die Erkenntnis, dass für die Deutschen der Gebrauch eines Schriftsystems nicht nur ausreichend, sondern auch vorteilhaft wäre, immer mehr Bahn bricht, ruft sie die Frage hervor: „Welche Schriftart sollen wir aufgeben, die Fraktur oder Antiqua? Wer sich über das Wesen beider Schriftarten eingehender beschäftigt hat, wird die gestellte Frage sofort beantworten können, denn wäre es nicht thöricht, das Gute aufzugeben und das Wenigergute beizubehalten?

Mit der Kultur haben die meisten abendländischen Völker von den Römern auch die Schrift übernommen. Alle deutschen Werke vom 7. bis 12. Jahrhundert sind ausschliesslich in lateinischer Schrift abgefasst, so das Hildebrandslied, das Wessobrunner Gebet, Muspilli, Ottfrieds Krist, der Heliand, das Ludwigslied, das Anno-lied u. s. f. Ebenso zeigen die Silbermünzen der Karolinger nur lateinische Buchstaben.

Vor Erfindung der Buchdruckerkunst wurden bekanntlich die Bücher nur durch Abschreiben vervielfältigt, wobei die Mönche, welche sich hiermit befassten, wenig Rücksicht auf die ursprüngliche Gestalt und Form

der Schriftzeichen nahmen, sondern diese möglichst kunstvoll zu gestalten suchten, um den Preis des Buches zu steigern. Die Anfangsbuchstaben eines Kapitels, einer Strophe oder eines Abschnitts, die Wörter „Gott, Jesus Christus, Himmel“ und die Buchstaben des Tittelblattes waren besonders Zeugen mönchischer Schreib-, oder besser gesagt, Malerkunst. Die Grossbuchstaben wurden nicht selten farbig zur Darstellung gebracht, an allen Enden und Ecken wimmelten Arabesken, welche wieder in unzähligen Ranken und Schnörkeln verliefen und das Ganze zur vollständigen Unkenntlichkeit entstellten. Es war dies eben der damalige Zeitgeschmack, dem Rechnung getragen werden musste, und den man nicht in Deutschland allein, sondern auch in Frankreich, Italien, Spanien und andern Ländern fand. (Einfluss des gothischen Baustils).

Gutenbergs Erfindung setzte an Stelle der geschriebenen die gedruckten Bücher, die aber äusserlich von ersteren nur durch die Buchstabengleichmässigkeit abstachen. Obgleich es Gutenberg in der Hand hatte, die im Laufe dreier Jahrhunderte aufgetretenen Schriftverirrungen, welche die Zeichen auf Kosten ihrer Deutlichkeit ornamentalen Zwecken opferten, wieder gutzumachen, blieb es dennoch beim alten, weil er in seiner Konkurrenz mit den Mönchen nur durch Achtung bestehenden Geschmacks auf Gewinn hoffen konnte. Deshalb vermieden seine Druckerzeugnisse mit peinlichster Sorgfalt alle Rundungen, nur um „gothisch“ zu erscheinen, und seine Grossbuchstaben überflügelten an Undeutlichkeit durch Schnörkel noch die geschriebenen der Mönche.

Obgleich sich die gothischen Druckbuchstaben mit allen Ecken und Häkchen zum geläufigen Schreiben untauglich erwiesen, wurde dennoch mit ihnen ein Versuch gemacht, indem die gothischen Schriftzeichen mit ihren unnatürlichen Auswüchsen, soweit thunlich, beibehalten

und die zusammengehörenden Buchstaben durch Verbindungsstriche verbunden wurden, wodurch aber Schriftbilder entstanden, die mitunter in ihrem Charakter auch nicht mehr die entfernteste Ähnlichkeit mit ihren Stammeltern, der Antiqua, zeigten und noch bedeutender als die Druckbuchstaben an Leserlichkeit zu wünschen übrig liessen. Ausser Italien und Spanien beherrschte der gothische Schriftgeschmack alle germanischen und romanischen Kulturländer.

Die immer stärker auftretende Geschmacklosigkeit in der Schriftzeichenausführung führte endlich einen Umschwung herbei, welcher die runden Formen der Antiqua wieder zur Geltung brachte. Während aber die Romanen um 1600, Engländer und Niederländer um 1650 zum alten zurückkehrten, ihnen Schweden, Dänen und Böhmen folgten — blieben die Deutschen darin zurück; denn wenngleich ihnen der natürliche Verkehr auch die Annahme der lateinischen Schrift aufnötigte, behielten sie gleichzeitig das eckige Frakturalphabet bei. Bezeichnen wir dasselbe heute mit dem Ausdrücke „deutsche Schrift“ so ist das ein Irrtum, weil es durchaus keine Eigentümlichkeit des deutschen Volkes bildet, jahrhundertlang auch von Franzosen, Engländern, Böhmen und andern Völkern angewandt wurde und ebensogut „französische, englische oder böhmische Schrift“ heissen könnte.

Für die Abschaffung der Doppelschreibung unter Beibehaltung der Antiqua kämpften Leibnitz, Wieland, Klopstock, Göthe, Kleist, Bodmer, Gleim und besonders der preussische Kabinettsminister Freiherr v. Alvensleben. Es harrte bereits ein Gesetz zur allgemeinen Einführung der Antiqua nur noch der königlichen Bestätigung, da starb Friedrich Wilhelm II und — das Gesetz gelangte nicht zur Ausführung.

Der in den Franzosenjahren auflodernde Patriotismus verdrängte alles, was irgendwie mit dem Ausländischen

in Beziehung stand, und damit auch die Antiqua, die Urschrift des deutschen Volkes. Für eine Remedur arbeiteten unablässig Grimm, Professor Aug. Schleicher, Professor Dr. Willmanns u. a. Weshalb die Regierung zögert, die Fraktur in den Bann zu thun, kann bei ihrer Zuneigung für Antiqua — nicht eingesehen werden. Erwartet sie vielleicht einen diesbezüglichen Antrag aus den breiteren Schichten des Volkes, wie solches von verschiedenen Seiten angenommen wird? Dann kann sie lange warten. Das Volk ist echt konservativ in seinen Sitten und Gebräuchen, es hält fest an dem, was es ererbt von seinen Vätern, und kehrt sich von jeder Neuerung weg, mag dieselbe besser oder schlechter als die alte Einrichtung sein. Dass unser Kaiser der Antiqua nicht abhold ist, zeigt die Immatrikulation des Kronprinzen, nach deren Inskription, in lateinischer Schrift ausgeführt, der Monarch zu Professor Bezzenberger äusserte: „Nun habe ich also wieder einmal Latein geschrieben, ich bin jetzt etwas aus der Übung gekommen, aber früher auf dem Gymnasium in Kassel verstand ich es ganz vortrefflich, denn ich habe einen ausgezeichneten Lehrer gehabt.“

Welche Vorteile die Einführung der Antiqua in Druck und Schrift unserm Volke gewähren würde, ist im allgemeinen bereits beleuchtet worden. Besonders hervorgehoben zu werden, verdienen aber folgende Gesichtspunkte:

Da unsere ganze Zeitrichtung dafür angethan ist die Völker einander immer näher und näher zu bringen, so sollte man — analog dem Telegraphenbau, der Einführung gleicher Masse und Gewichte, dem Abschlusse von Verträgen etc. — auch Übereinstimmung in den Buchstaben anstreben. Der grösste Teil der gebildeten Völker der ganzen Welt bedient sich bereits der lateinischen Buchstaben, die man nicht unrichtig mit Welt-

schrift bezeichnen könnte. Sogar in Russland regts sich: man arbeitet mit allem Ernste daran, für die eigentümlichen Schrift- und Druckbuchstaben die lateinischen anzunehmen. Da dürfen die Deutschennichtlänger zurückbleiben; sie müssen dem Strome der Zeit folgen und im eigenen Interesse auch schreiben wie die andern. Sie nähern sich damit den übrigen Völkern um Vieles, erleichtern ihnen das Lesen ihrer Schriften und Bücher. Deutschland, sowohl im Sinne äusserer Machtentfaltung als auch in Künsten und Wissenschaften heute an der Spitze aller Kulturstaaen stehend, sollte es sich doppelt angelegen sein lassen, seine Geistesschätze auch andern Nationen zugänglich zu machen. Die „Daily News“, eine englische Zeitung, hebt hervor: „Frankreich, Italien und England bringen allerdings so gute Bücher hervor wie Leipzig, Hannover, Stuttgart, Berlin; aber wir können doch ohne die deutschen Bücher nicht wohl fertig werden. Die deutsche Schrift jedoch giebt der Versuchung, an der deutschen Wissenschaft vorbeizugehen, eine besondere Stärke. Die Druckbuchstaben sind knorrig, verzwick, spitzig, abstossend. Jeder hat eine Familienähnlichkeit mit irgend einem andern, und viele sind so vollgespickt mit kleinen Dornen, dass sie dem Auge wirklich weh thun. Das kleine f z. B. ist so zackig, wie die Kriegskeule eines Südsee-Insulaners, das kleine ꝛ und ꝙ kosten dem Ausländer, der Deutsch lernt, manche mühselige Reise durchs Wörterbuch. ʒ und ʒ führen zu verhängnisvollen Verwechslungen. Natürlich lernt durch beständige Übung der Fremde seinen Weg ins Alphabet, aber auf Kosten seiner Zeit, seiner Augen und — wohl auch seiner guten Laune.“ — Hierauf erwidern die Gegner der Antiqua, um mit Dr. Stammer zu reden: „Die Welt ausser dem grossen Deutschland mag sich nur etwas Mühe geben, die deutschen Buchstaben kennen zu lernen! Das Ausland hat nie etwas für Deutschland gethan, (?)

wohl aber unser Vaterland nur zu häufig in der ungerechtesten Weise angefeindet, woher soll da unsere Verpflichtung kommen, dem Auslande einen besonderen Gefallen zu thun?“-- Ganz abgesehen davon, dass unter den Nationen ein gegenseitiger Austausch bei geistigen Errungenschaften, Wissenschaften und Erfindungen stattfindet, liegt es doch zunächst auch im eigenen Interesse, in Wissenschaft und Handel auf die leichtmöglicheste Art mit andern Völkern zu verkehren.

Die Frakturschrift führt ferner dem Gedächtnisse, da sich nur *U* und *u* gleichen, einige andere Formen nur entfernt Ähnlichkeit zeigen, ein halbes Hundert Buchstaben, die Schrift nicht eingerechnet, zur Einprägung entgegen, deren Zahl sich nach der Antiqua — da 13 Buchstaben gross und klein einander ganz gleich sind, als: C c, I i, J j, K k, O o, P p, S s, U u, V v, W w, X x, Y y, Z z — auf die Hälfte reduziert. Schliesslich sei noch die Vollständigkeit des lateinischen Alphabets hervorgehoben, indem es das der Fraktur mangelnde grosse J besitzt.

Gewöhnlich wird in der Schreibschrift die Fraktur in Anwendung gebracht. Soll aber etwas deutlich hervortreten oder weithin sichtbar werden, so zieht man in den meisten Fällen die weiten und lichten Formen der Antiqua denen der verschnörkelten Fraktur vor, z. B. bei Aufschriften an Stationsgebäuden, Gasthäusern, Kaufläden, Strassenschildern, Wegweisern, auf Eisenbahnwagen, an Schiffen, bei Inschriften auf Steinen und Denkmälern, Münzen, Medaillen, Stempel, Briefmarken Postkarten, Postanweisungen, Packetadressen, bei Eigennamen auf Adressen und zu Unterschriften, bei Geschäfts- und andern Anzeigen in allen mit deutschen Lettern gedruckten Zeitungen, bei den durch den Drucktelegraphen hergestellten Telegrammen, beim Papiergelde, sowie ausschliesslich auf den Landkarten und Globen.

UNLESERLICH steht doch gewiss an Übersichtlichkeit und Deutlichkeit weit hinter LESERLICH zurück! Man versuche diese Beläge aus dem Gedächtnisse in Druckschriftform niederzuschreiben, und sogleich hat man sich selber den Beweis geliefert.

Zudem erscheint Fraktur ihrer kleinen, schmalen Lettern wegen vom sanitären Standpunkte aus verderblich. Wird ein Blatt aufgestellt, das einige Sätze Fraktur und Antiqua in gleicher Grösse und Güte enthält, so wird man bei einer Annäherung finden, dass sich die Antiqua dem Auge schon deutlich zeigt, wenn die Fraktur noch vollständig unleserlich bleibt. Während (nach Sönneckens Untersuchungen) die Antiqua durchschnittlich auf 143 cm Entfernung entziffert werden kann und bei 115 cm Abstand ein geläufiges Lesen gestattet, wird ersteres bei der Fraktur erst in einer Nähe von 115 cm, letzteres in einer solchen von 91 cm möglich. Noch ungünstiger stellt sich der Vergleich für die Fraktur, wenn er mit lateinischer und deutscher Schreibschrift angestellt wird. Indem die Fraktur das Auge zwingt, sich der Schrift um etwa 28 cm zu nähern, trägt sie auf diese Weise zur Beförderung der Kurzsichtigkeit bei, was noch in erhöhtem Masse von der deutschen Schreibschrift gilt. Thatsachen reden am schlagendsten. In der Schweiz weisen die deutschredenden Rekruten stets eine grössere Zahl Kurzsichtiger als die französischsprechenden auf. Im Hinblick hierauf steht Deutschland vor einer nationalen Kalamität, die nicht nur seine friedlichen Beschäftigungen lähmt, sondern auch die Schlagfertigkeit der Armee beeinträchtigt, indem der kurzsichtige Soldat im feindlichen Lande mit dem Verluste seiner Brille sofort unbrauchbar wird.

Während die zur Verdeutlichung geographischer und geschichtlicher Namen unentbehrlichen Akzent- und Quantitätszeichen — Módena, Cërës, Parîs und Pâris etc. —

der zackigen deutschen Druckschrift und vollends der Schreibschrift widerstreben, gehen sie mit den einfachen lichten Formen der Lateinschrift harmonische Verbindungen ein.

Da sich ferner die scharfkantigen Typen der Fraktur schneller als die glatteren der runden Schrift abnutzen, sich beim Drucken, namentlich als Typen geringerer Grösse, leichter als jene verschmieren und unleserlich werden, wie es der thatsächliche Versuch ergeben hat, so bietet die Rundschrift entschieden auch technische Vorteile.

Werden zwei gleich grosse Seiten das eine Mal mit deutschen, das andere Mal mit lateinischen Lettern gedruckt, wobei die gleiche Anzahl von Zeilen auf die Seite kommt, so sieht der lateinische Druck wie durchschossen aus, wobei noch seine Zeilen viel weiter als die der deutschen Ausführung von einander abstehen. Wo auf einem Blatte 40 deutsche Zeilen in einander laufen, finden 40 lateinische ohne gegenseitige Störung noch Platz. Da es nun bei grösseren Druckwerken, soweit sie nicht Luxusdrucke sind, auf möglichste Ausnutzung des Raumes ankommt, so muss die Frage, auf welche Weise den Lesern möglichst viel Stoff in bequem lesbarer Form geboten werden könne, ohne das Format und die Kosten übermässig in die Höhe zu treiben, zu gunsten der Antiqua beantwortet werden.

Nunmehr sollen die hauptsächlichsten Gründe der Antiqua-Gegner für Beibehaltung der Fraktur Beleuchtung und Widerlegung finden, wobei gleichzeitig neue Vorzüge zum Vorschein kommen.

Erstens wird von gegnerischer Seite geltend gemacht: Wer Lateinisch, Französisch oder Englisch zu seinem Studium macht, möge auch die lateinischen Zeichen lernen. Die Kenntniss dieses Alphabets schliesst uns noch keine fremde Sprache auf. Was nützt es, wenn

wir solche lesen können, den Sinn derselben aber nicht verstehen? Was nützen uns ohne ferneres Studium das hebräische und griechische Alphabet? Denkt man dadurch die Ausländer zur Erlernung unserer Sprache anzulocken, so irrt man sich sehr. Wenn sie bis auf die Buchstaben, welche doch mindestens den lateinischen sehr ähnlich sind (?) kommen, so kommen sie auch weiter. — Was ist hierauf zu erwidern? Wohl könnte für den Volksschüler zum inländischen Gedankenaustausch die Frakturschrift ausreichen; allein sobald er einen Brief ins Ausland zu senden hätte, müsste er sich doch der Antiqua bedienen; denn nur in dieser Schrift adressierte Sendungen werden von der Post fürs Ausland angenommen. „Die ausschliessliche Anwendung der deutschen Kurrentschrift und Fraktur würde der deutschen Nation zwar eine Eigentümlichkeit mehr lassen, aber auch eine sehr nachteilige Grenzsperre für den internationalen Verkehr herbeiführen, wie solche in der engherzigen Abschliessung des uralten Kulturstaates China ihr Extrem gefunden hat.“ Für den Gymnasiasten ist nun die Antiqua geradezu unentbehrlich; er braucht sie zur Aneignung fremder Sprachen, und „nicht der Pflege der deutschen, sondern der lateinischen Schriftzeichen verdanken wir grösstenteils den Umstand, dass sich die Deutschen mit Vorliebe dem Studium der lateinischen Sprache zugewandt und mit so überaus hohem Erfolge aus den Quellen der Weltkultur geschöpft haben.“ Da ferner viele Kinder einer Volksschule später ins Gymnasium übertreten, so wollen wir den Zwiespalt zwischen beiden Unterrichtsanstalten nicht noch mehr vergrössern; wir wollen dem Kinde die Arbeit erleichtern. Schule und Verkehr erfordern also das lateinische Alphabet.

Zweitens äussern die Gegner: Warum will man denn unsere ursprüngliche Sprache in das Joch fremder Charaktere zwingen? Lasst uns doch das ehrwürdige

Alter unserer Muttersprache auch in den ihr eigenen Buchstaben behaupten. Wie die verschiedenen Sprachen Völker von einander sondern, so dass jedes Volk an seiner Muttersprache hängt, so schlingt auch die eigentümliche Schrift um sein Volk ein inniges Band und fördert den Patriotismus. Wohl uns, dass wir vor andern Völkern den Vorzug einer eigentümlichen Schriftart besitzen, halten wir an ihr auch fest! Wer hat es nicht mit Freuden seiner Zeit in der Presse gelesen, dass Fürst Bismarck grundsätzlich kein deutsches Buch liest, welches sich der lateinischen Schriftzeichen bedient! — „Diesem eingewurzelten, immer wieder hervortretenden Vorurteile gegenüber, die Eckenschrift sei eine ausschliesslich deutsche und daher als ein nationales Kleinod wert zu schätzen, können wir nicht genug wiederholen, dass die vermeintliche deutsche Schrift während des Mittelalters fast in allen Ländern Europas ausschliesslich im Gebrauch war, und dass man bei steigender Geschmacksbildung von der durch Mönche verschnörkelten Schrift allmählich zu den ursprünglichen, reinen Formen des alten Alphabets, d. h. zur Lateinschrift zurückkehrte. Dass Deutschland noch immer nicht dem Beispiele der andern Kulturvölker gefolgt ist, zeugt von nichts anderem, als von der Langsamkeit des deutschen Charakters, Neuerungen zu ergreifen, nicht etwa von einer innern Begründung. Wir sind schon oft bei Aneignung von Verbesserungen die Letzten gewesen und haben jetzt wieder dieselbe zweifelhafte Ehre rücksichtlich der europäischen Schrift . . . Man hält die Mönchsschrift für eine eigentümlich deutsche und klammert sich an diese (irrige) Benennung. In Wahrheit handelt es sich nicht um deutsche oder lateinische Schrift, sondern nur darum, ob wir uns der runden oder der eckigen Lateinschrift bedienen sollen.“ Mit der deutschen Schrift wird nichts Nationales aufgegeben. Im allgemeinen benutzen diese auch Letten

und, wenn ich nicht irre, Finnen. Trotzdem aber wird niemand behaupten wollen, dass diese Völker Deutsche oder auch nur Germanen seien. So setzt falsch verstandener Patriotismus der Antiqua einen Hemmschuh entgegen, obgleich sich ihrer Männer wie Jak. Grimm, Leibnitz, Wieland, Kleist, Bodmer, Richard Wagner, Felix Dahn, Ed. v. Hartmann, Viktor v. Scheffel u. a. bedienten, deren echt vaterländische Gesinnung über allem Zweifel erhaben ist. Und wenn Fürst Bismarck, mit dem wir in der Liebe zu deutscher Gesinnung und Sprache doch vollständig übereinstimmen, der Bewegung feindlich gegenüber steht, so müssen wir im Gegensatz zu den Frakturanhängern ausrufen: „Wer hat das nicht mit Bedauern gelesen!“ Wohl erscheint uns Fürst Bismarck in politischer Beziehung, aber nicht auf dem eben berührten Gebiete als leuchtendes Vorbild.*)

Hat der grosse Staatsmann, die mit dem 1. Januar 1872 neu eingeführten Mass- und Gewichtsordnungen, deren Einheiten — Meter und Kilogramm — doch rein französischen Ursprungs sind, befürwortet, ohne seinen Nationalstolz zu verletzen, indem die Erkenntnis der Vorzüge dieser Neuerungen alle patriotischen Bedenken beseitigte, so klingt es wunderbar und unverständlich, wie mit dem Fallenlassen der Fraktur, im 12. Jahrhundert den Klöstern Südfrankreichs entsprossen, ein Stück Deutschtum geopfert werden kann.

Drittens sagen die Frakturanhänger: Man wirft unsern Buchstaben vor, dass sie so viele Ecken haben. Welch ein Vorwurf! Gleich als ob die Ecken nicht so ehrlich wären, als die Rundungen und als ob die lateinischen Charaktere nicht eben so viele Ecken hätten, nimmt doch die Lateinschrift mehr Zeit in Anspruch

*) Kein Redner schaltet wohl soviel Fremdwörter in seine Rede ein, wie gerade Bismarck. Sollen wir uns etwa daran auch ein Beispiel nehmen?!

als die deutsche. Jedenfalls gebührt unserer eckigen Fraktur im Gegensatz zur glatten Antiqua der Übersichtlichkeit wegen der Vorzug, weil gerade die Einförmigkeit der Buchstaben das Auge in Mitleidenschaft zieht, wie man sich auch recht schwer in einer monotonen Landschaft zu orientieren vermag. — Der Einwand, die Lateinschrift nehme mehr Zeit als die deutsche in Anspruch, verdankt seine Entstehung wohl nur der geringen Übung im Lateinschreiben und erledigt sich bei genauerer Untersuchung augenfällig. Während die Grossbuchstaben der Fraktur 100 Takte, 82 Druckstellen, 9 Absetzungen, die Kleinbuchstaben derselben 80 Takte, 79 Druckstellen, und 8 Absetzungen aufweisen, besitzt das grosse Antiqua-Alphabet 75 Takte, 58 Druckstellen, 5 Absetzungen und das kleine 67 Takte, 59 Druckstellen und 5 Absetzungen. Ein Vergleich der deutschen Alphabete mit den lateinischen, giebt ersteren ein Plus von 27% Takten, 37,5% Druckstellen und 70% Absetzungen. Aus den Darlegungen erhellt, dass die Lateinschrift nicht zeitraubender als die Frakturschrift sein kann. Ihre grössere Übersichtlichkeit ist bereits beleuchtet worden, und dass gerade den Vorwurf der Einförmigkeit die Fraktur verdient, tritt deutlich hervor, wenn man erwägt, wie sehr leicht *b* mit *h*, *f* mit *ſ*, *v* mit *u*, *n* mit *u*, *r* mit *x* und umgekehrt, diese mit jenen verwechselt werden können. Auch grosse Frakturbuchstaben — *B* und *ß*, *C* und *E*, *D* und *O*, *F* und *S*, *N* und *R*, *M* und *W* — ähnen sich wie ein Ei dem andern. Daher unterliegen Wörter wie *Nest* und *Rest*, *Hafen* und *Hasen*, *bin* und *hin*, *Haft* und *Hast* bei dem mechanisch Lesenden so sehr leicht einer Verwechslung. Gerade diese Einförmigkeit der Buchstaben erheischt zur Entzifferung und zum Lesen der Fraktur eine grössere Nähe als die Antiqua erforderlich macht.

Herr Dr. Sanders widerrät die Einführung der Lateinschrift, weil sie u. a. Nichtdeutsche irre führe. Religion

z. B. erinnere Franzosen und Engländer, dass sie dieses Wort in deutscher, nicht in ihrer landesläufigen Weise aussprechen sollen. Das Schriftbild „fage“ erwecke bei den Fremden weder in begrifflicher noch dialektischer Beziehung einen störenden Nebengedanken an das Wort der eigenen Sprache, wie es beim Wortbilde „sage“ nur zu leicht geschehe. — Zugegeben, dass es möglich sein dürfte, Beispiele zu fabrizieren, die einen Irrtum herbeizuführen im stande wären, kann dennoch nicht eingesehen werden, wie ein nachdenkender Franzose oder Engländer darauf kommen sollte, das im Zusammenhange des deutschen Textes vorkommende Wort „sage“ als Bestandteil seiner Muttersprache anzusehen und demgemäss auszusprechen. Aus den Ausführungen des Herrn Sanders gefolgert, müsste eigentlich jede Sprache ihre eigentümlichen Schriftzeichen besitzen, um vorzubeugen, dass beispielsweise der Engländer das französische nation nicht nehschen und der Franzose das englische nation nicht nasiong ausspreche.

Schliesslich bezweifeln die Fraktur-Anhänger die leichtere Erlernbarkeit der Antiqua in Schrift und Druck, sich darauf stützend, dass, wenn solches wirklich der Fall wäre, es unsere Pädagogen längst erkannt hätten und das lateinische Alphabet vor dem deutschen zum Lesenlehren und -lernen verwenden würden, gemäss dem Grundsatz: „Vom Leichten zum Schweren!“ — Dass die meisten Pädagogen bisher die leichtere Erlernbarkeit der Antiqua nicht anerkannt haben, ist leider wahr, aber auch sehr zu beklagen. Indessen scheint in neuerer Zeit die richtige Ansicht auch an massgebender Stelle an Raum zu gewinnen und unsere Hoffnung auf endlichen Sieg von neuem zu beleben. Namhafte Pädagogen der Herbart-Zillerschen Schule sind Anhänger der Antiqua (Rein, die 8 ersten Schuljahre), und Herr Kewitsch schreibt unter anderem in den „phonetischen Studien“:

„Beim Übergang vom Lesen der Schreibschrift zum Lesen der Druckschrift zeigte sich der Vorzug der runden Schrift vor der eckigen in der glänzendsten Weise. Während jetzt in den Schulen das Lesen von Druckschrift nur dadurch erreicht wird, dass neben den gelernten Schriftzeichen die entsprechenden Druckzeichen stehen, und es viel Mühe und Zeit kostet, ehe auch nur die Druckzeichen erkannt werden, sah ich zu meiner Freude, dass mein Sohn ohne besondere Schwierigkeit, ohne jede Beihilfe der Schriftzeichen das Gedruckte zu lesen begann, zuerst langsam zwar, aber schon die folgenden Tage immer besser, so dass der Vorschullehrer, welcher nicht glauben wollte, dass das Kind nach so kurzer Zeit schon lesen könne, und ihn auf meine Bitte hin prüfte, selber verwundert war. Man möchte vielleicht glauben, ich hätte das Kind über Gebühr angestrengt; ich versichere aber das Gegenteil, denn ich wollte das Kind ja schonen und nur etwas beschäftigen. Ich unterrichtete es täglich nie länger als höchstens eine Stunde, häufig nur eine halbe, mehrere Tage fielen ganz aus, weil ich nicht immer Zeit hatte.“— Inwiefern die Anwendung der Antiqua dem ersten Leseunterrichte Vorteile gewährt, zeigt ein Konferenzvortrag von R. Heinecke-Stössen, welcher der Hauptsache nach folgendes anführt:

- a) „Es klingt immer wie Ironie, wenn Fibelautoren verlangen, die gegenseitige Formenverwandtschaft zwischen Kurrent und Fraktur, die sich meist noch weniger ähneln als ein grosser Müller einem kleinen Russköhler, hervorzuheben und dem Kinde zu Bewusstsein zu führen, um leichtere Behaltbarkeit der Buchstabennamen und Buchstabenformen zu bewerkstelligen. Oftmals ist selbst der Lehrer nicht im stande, auch nur entfernte Ähnlichkeit zwischen beiden zu erspähen; doch, 'was kein Verstand der Verständigen sieht, er-

forschet in Einfalt ein kindlich Gemüt'. Diese und ähnliche Gründe mögen andere Fibelfabrikanten veranlasst haben, von jener gewagten Kombination abzustehen und die Druckformen abschnittsweise nach der Schreibschrift auftreten zu lassen. — Bei Annahme der lateinischen Schrift wird es eines Hinweises auf Formenverwandtschaft zwischen Kursiv und Antiqua kaum noch, im Bereiche des kleinen Alphabets vielleicht gar nicht mehr bedürfen, da sich hier zufolge grösster Formenähnlichkeit und teilweiser Formengleichheit — *c d e f h i m n o p q r t u = c d e f h i m n o p q r t u* — das ohne Anleitung vollzieht, was dort der mühevollsten und geschicktesten Unterweisung fehlschlagen muss. Es würde somit beim lateinischen eine Kombination von Schreib- und Druckschrift ohne jedes Bedenken erfolgen können.“

- b) „Aber die Praxis würde sich bald einen noch grössern Vorzug nutzbar machen; denn da das kleine Kursiv-Alphabet meist nichts anderes als unter einem Winkel von 45 Grad nach rechts überhängende Antiqua ist, deren zu einem Wort gehörige Buchstaben durch Anstriche verbunden sind, erscheint einmal gar nicht nötig, beim ersten Kursus durchs kleine Alphabet einen Unterschied zwischen Kursiv und Antiqua für das Kind hervorzuheben, sondern vielmehr rätlich, sich mit Vorführung der Kursivschrift zu begnügen, und diesselbe successive — vielleicht nach je zwei Fibelseiten um 5 Grad — steiler und loser zu drucken, wodurch nach Absolvierung von 15 Fibelseiten die Antiqua gelernt wäre, ohne gelehrt worden zu sein.“
- c) Während ferner die Fraktur ihrer Einförmigkeit wegen sehr leicht eine Verwechslung ihrer Laut-

zeichen gestattet, die Buchstaben der Antiqua einer so vielfachen und leichten Vertauschung — die, wie alle Lehrer aus Erfahrung wissen, für den ersten Leseunterricht hemmend, störend und zeitraubend ist — nicht unterworfen sind, sich im Gegenteil deutlich und bestimmt von einander abheben, so müssen sie naturgemäss auch leichter les- und schwerer verwechselbar sein.

- d) „Auch die Zusammenstellungen von *nn* und *mm* sind dem Auge eines wenig Geübten in Kurrent und Fraktur schwer übersehbar, während sie sich in Kursiv und Antiqua zufolge dessen, dass bei *n* der erste Grundstrich und bei *m* die beiden ersten Grundstriche merklich anders geformt sind, als der letzte, dem Auge viel klarer und bestimmter vorstellen.“
- e) „Die augenfällige Formenähnlichkeit der Buchstaben und Wortbilder zwischen Kursiv und Antiqua erleichtert dem Kinde weiter auch orthographisches Abschreiben von Gedrucktem ungemein, während bei Kurrent und Fraktur — wie Erfahrung lehrt — wegen vielfacher Unähnlichkeit der beiderseitigen Formen, wie wegen der leichten Verwechselbarkeit der Druckformen unter einander für das Kind die Gefahr erwächst, falsche fremde Wortbilder auf die Tafel zu übertragen. Hierdurch ist aber unorthographischem Schreiben der weiteste Spielraum gelassen.“

Möge der geneigte Leser nun parteilos erwägen, ob nicht das deutsche Alphabet mit Freuden in die antiquarischen Kabinette zu verweisen und sein Erlernen nur noch für die Gelehrten behufs Quellenstudiums eine Notwendigkeit wäre. Entschieden gebührt der Antiqua — welche jeder Deutsche in der Schule gelernt hat und die deshalb nicht erst einzuführen, sondern nur anzuer-

kennen ist — vor der eckigen Mönchsschrift des Mittelalters der Vorzug. Und dass ich nicht allein so denke, beweist der „Verein für lateinische Schrift“*), dessen Anhänger — Universitäts-Professoren, Gymnasial-, Real- und Volksschullehrer, Landwirte, Kaufleute, Handwerker etc. — immer zahlreicher werden. „Tausende gehören heute dem Lateinschrift-Verein an und zwar meistens sachverständige Männer, deren Zustimmung noch schwerer wiegt als ihre Zahl. Für Beibehaltung der eckigen Schrift spricht in der That nichts als das patriotische Bedenken und die langjährige Gewohnheit. Aber jener Grund beruht, wie wir gesehen haben, auf einem augenfälligen Irrtum, und dieser ist entschieden verwerflich. Auf falschem Wege weiter zu wandeln, während der richtige offenkundig vor Augen liegt, zeugt von geringer Einsicht und grosser Schwäche.“ (Frikke.)

Abschaffung der eckigen (Fraktur) und
Anwendung der runden Lateinschrift
(Antiqua).

14. Die amtlichen Regelbücher.

Bin unverzagt,
Ich habs gewagt,
Und will des Ends erwarten.
(Ulrich von Hutten.)

Schliesslich sei noch auf den erschwerenden Umstand hingewiesen, dass wohl ein einiges Deutschland, aber nicht

*) Am 15. April 1885 gründeten die Herren Dr. W. Frikke in Wiesbaden und Dr. Ed. Lohmeyer in Kassel den „Verein für Lateinschrift“, der es sich zur Aufgabe macht durch Wort und Schrift für die Antiqua einzutreten. Der Verein zählt gegenwärtig (Oct.) 11086 Mitglieder, und täglich treten neue hinzu. Geldbeträge haben dieselben nicht zu entrichten. Die Namen sämtlicher Mitglieder anzuführen, würde ein Buch fassen; hier seien nur einige genannt: Univ.-Prof. Dr. v. Esmarch, Prof. Dr. Felix Dahn, Univ.-Prof. Dr. W. Ihne, Univ.-Prof. Schreiber, Univ.-Prof. Dr. Vietor, Dr. Duden, Dr. O. Heune am

eine einheitliche Orthographie zu finden ist. Wir besitzen im deutschen Reiche sechs verschiedene amtliche Regelbücher — für Preussen, Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Mecklenburg —, die allerdings nur in untergeordneten Partien und in der Schreibung einzelner Wörter von einander abweichen, deren Verschiedenheit aber dennoch nicht ohne störenden Einfluss auf die pädagogische Praxis bleibt. Preussen hat beispielsweise Fussstapfe und Fusstapfe, Württemberg hat letzteres nicht, Bayern stellt ersteres, also das von Preussen bevorzugte, von Württemberg als einzig richtig anerkannte Wort in Klammern, es soll der Vorbemerkung im Regelbuche nach allmählich aus der Schrift entfernt werden. Preussen hat Gehilfe und Gehülfe, wovon Württemberg letzteres verwirft. Preussen empfiehlt gescheit und setzt gescheid in Klammern, erklärt also letztere Schreibung wohl nicht als unrichtig, aber als die nicht zu befolgende. Bayern macht es gerade umgekehrt, indem es gescheid als die richtige Schreibweise anerkennt, gescheit dagegen auf den Aussterbe-Etat setzt. In Preussen wird gieb, giebt als die edlere Form gepriesen, die Form ohne e in die Klammern geschickt, während man in Bayern von der edlern Form nichts wissen will. In Preussen bildet meinesgleichen ein Wort, in Bayern zwei Wörter. Preussen schreibt Moritz und setzt Moriz in Klammern, Bayern und Württemberg kennen Moritz gar nicht und geben die in Preussen in Klammern gesetzte Lesart als die richtige an. Überhandnehmen bildet in Preussen ein Wort, in Württemberg

Rhyn, Univ.-Prof. Dr. Lorsch, Univ.-Prof. Dr. Wilmanns etc. Schon die wenigen Namen genügen, zu zeigen, dass es sich um ein sorgsam durchdachtes Unternehmen handelt. Vereinsschrift ist die „Reform“, welcher ich, wie auch andern Propagandaschriften, Broschüren und Prospekten der Antiqua-Anhänger, vielfache Gesichtspunkte meiner Abhandlung entlehnt habe.

zwei Wörter. Preussen stellt in erster Linie Unbedeutendheit, lässt aber auch Unbedeutenheit gelten; Bayern kennt nur die erstere Schreibart, während Württemberg die letztere vorzieht. So giebt es noch viele andere Abweichungen. Die einzelnen Staaten stehen unter dem Drucke der Subjektivität, des blinden Usus und werden auf diesem Wege niemals zur Einheit gelangen. Ja es werden sogar provinzielle Wünsche ausgesprochen; die Berücksichtigung derselben würde aber keine allgemeine Orthographie des deutschen Volkes, sondern eine Föderativschreibung bringen, und es wäre dann kein Wunder, wenn die deutsche Nation im Anschluss an den Bundestag 35 Orthographien und Orthographiechen aufzuweisen hätte. Doch genug davon.

Ein zweiter Übelstand besteht darin, dass die in Schulen eingeführte Rechtschreibung für den amtlichen Verkehr, selbst den schulamtlichen, geradezu verboten worden ist, wodurch an einen grossen Teil unserer Schüler die Nötigung herantritt, die während der Schulzeit erlernte Schreibweise als fehlerhaft aufzugeben und sich eine andere Orthographie anzueignen.

Mit Erwartung schaute der Preusse vor Tagen und Jahren auf sein Kultusministerium. Da erschien 1880 das Büchlein: „Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch in preussischen Schulen.“ Leider ist damit nur ein geringer Teil der gehegten Wünsche in Erfüllung gegangen. Die Reform hätte eine radikale sein müssen. Einige wenige Buchstaben sind gestrichen, die meisten unnützen Schriftzeichen stehen geblieben, sogar neue — oft zum Nachteil! — eingeführt worden. 1883 erschien eine neue Auflage mit verschiedenen Abänderungen. Auffallend ist dabei der Umstand, dass diese Abweichungen unter der Hand eingeführt, gleichsam eingeschmuggelt worden sind. Kein Mensch weiss amtlich davon; das Büchlein enthält nicht

einmal ein Vorwort, welches auf die vorkommenden Änderungen hinweist. So finden wir in der 1. Auflage: Despot, gebaren, Komité, imstande sein, Comparativ, Charade, Cognak etc., in der 2. dagegen: Despot, gebahren, Komitee, im stande sein, Komparativ, Scharade, Cognac etc. Welche Schreibweise ist nun die richtige?

Fassen wir ferner die einen Raum von 15—20 eng gedruckten Seiten füllenden Regeln ins Auge, so finden wir auch nicht eine, die so beschaffen wäre, um dem Kinde wirklich als Richtschnur dienen zu können. Zwei Beispiele mögen hierfür als Beläge angeführt werden:*)

Der Grundsatz der deutschen Rechtschreibung lautet: „Bezeichne jeden Laut, den man bei richtiger und deutlicher Aussprache hört, durch das ihm zukommende Zeichen.“ Die angeführte Regel wird jedoch in der Instruktion selbst unzählige Male durchbrochen: a) In dem Worte „Krebs“ klingt deutlich ein p, dennoch wird ein b geschrieben. b) Man spricht „herrein, hinein“, schreibt aber „her-ein, hin-ein.“ c) Die moderne Schreib-

*) Doch will ich in Kürze alle bedeutenderen und teilweise bereits erwähnten Widersprüche, welche der preussischen (Puttkamerschen) Orthographie anhaften, hier zusammenstellen. Dieselbe zeigt prinzipiell folgende:

Dehnungen: Mal, Saal, Wahl; Schere, Beere, kehre; Los, Moos; nur, Uhr; nie, Vieh.

Schärfungen: dann, an; Idyll, April; Grimm, Pilgrim; Abriss, Iltis.

Konsonantenverdopplung: Atlas, Atlasse — Pilgrim, Pilgrime.

Konsonantenweglassung: Schiffahrt, Brennessel — Kammacher, Schwimmmeister; du wäscht — Bimsstein.

Homonymenschreibung: der Heide, die Heide — der Weise, die Waise.

Darstellung der klangverwandten Wörter: Stall, Stahl; Wall, Wahl — der Bruch, das Bruch; der Schoss (Leib), der Schoss (Zoll).

Verwandtschaftsberücksichtigung: Rat, Räte; Baum, Bäume, Wald, Waldes — alt, Eltern; handlich, behende; Adel, edel; mögen, möchte; scheiden, gescheit.

Tilgung des Dehnungs-h: Tau, teuer; Eigentum — Thon, Thüre, thun.

weise besitzt kein bestimmtes, den langen Vokalen zukommendes Zeichen, sondern sie hat deren mehrere: a, aa, ah — e, ee, eh — i, ie, ih — o, oo, oh. (Schwan, Saal, Jahr — beleben, beseelen, belehren — Biber, Liebe, ihn — Rose, Moos, Rohr). d) Ebensowenig giebt es bestimmte Zeichen für die Kürze der Vokale. Wohl gilt die Regel, dass behufs Verkürzung eines Vokals der folgende Konsonant verdoppelt werden soll, allein es geschieht nicht überall (mit im, hat, Vierzehn etc.). Weil die jetzige Schrift für den einzelnen Laut mehrere verschiedene Zeichen — für ks = x, chs, gs etc. — zur Auswahl stellt, so hätte die zitierte ministerielle Regel heissen müssen: „Suche für jeden Laut unter den verschiedenen ihm zukommenden Zeichen dasjenige aus,

Beachtung der Aussprache:

- a) Gegen die allg. Ausspr.: Allianz, Distanz, Bronze.
- b) ohne Festhaltung einer bestimmten Ausspr.: Kontrolleur und Controleur, Galosche und Kalosche, Hilfe und Hülfe.

Gestattung zweier Schreibarten: konfiscieren, konfisizieren; reducirern, reduzieren etc., aber nur: social, Elektrizität, specifisch, Recitation etc. obgleich allg. der Z-Laut gesprochen wird.

Anwendung der Majuskel und Minuskel: In Bezug — in betreff, zu Rate ziehen — zum guten wenden, Hunger haben, recht haben, manches Mal — jedesmal.

Schreibweise der Fremdwörter: Carré — Komitee, Bureau — Broschüre, Amusement — amüſant.

Wortverbindng und -Scheidung: In betreff — infolge, ausser stande — imstande, in stand setzen — instandsetzen, bei einander — auseinander, Folge leisten — standhalten.

Silbenbrechung: Las-ten — Für-sten, klop-fen — Kar-pfen, Be-ziehung — em-pfinden etc.

R e s u l t a t: Unsicherheit in der Schreibung und Unklarheit in der Aussprache.

Niemand kann sich in diesem Irrbau zurechtfinden. Die meisten haben's schon aufgegeben und greifen in allen Schwierigkeiten sklavisch zum „vollständigen orthographischen Wörterbuch.“

welches der Schriftgebrauch im gegebenen Falle vorschreibt.“*)

Seite 8 lernt der Schüler, dass das gewöhnliche Zeichen für den F-Laut F sei; folglich muss es für diesen Laut auch „ungewöhnliche Zeichen“ geben. Und nur zu bald muss sich der Schüler mit diesen herumquälen. Wie er „Fahne“ schreibt, möchte er gerne folgerichtig „Fater“ schreiben; doch wird ihm solches als Fehler angerechnet und gesagt, dass hier ein ungewöhnlicher Buchstabe, das V zu setzen sei, wie bei „ver“, obwohl vorher die Schreibweisen von „fer-tig, fern, Fer-kei etc.“ eingeübt worden sind. Erst allmählich lernt das Kind die mit V zu schreibenden Wörter kennen und die auf Seite 8 angeführte Ausnahmeregel anwenden. Doch bald tritt eine neue Schwierigkeit auf. „Der Schüler schreibt entweder Fantasie oder, wird dies getadelt — Vantasie (wie Vater), und lernt schliesslich, das noch ein zweiter „ungewöhnlicher“ Buchstabe für den f-Laut, nämlich ph, vorhanden ist. Er muss also Phantasie schreiben und sich einreden lassen, dass dies richtig sei, obgleich er sich durch das Lautieren überzeugt hat, dass p und h ganz anders als f (p—hantasie) lauten“ (Frikke). In welchen Wörtern darf er nun dies wunderliche ph anwenden? Die Regel sagt: „In deutschen Wörtern ist ph unberechtigt, also schreibt man auch Adolf, Rudolf, Westfalen.“ Wird aber nicht unmittelbar darauf verlangt, man solle die Fremdwörter „Elefant, Fasan, Sofa“ mit f und das deutsche Wort Efeu mit ph schreiben, also die Regel geradezu auf den Kopf stellen?

*) Es kommt gerasselt die Feuerwehr,
 Um zu sehen, wo das Feuer wär;
 Sie eilt, damit sie dem Feuer wehr',
 Und dass nicht zu lang das Feuer währ'!
 Wer löscht so schnell das Feuer, wer?
 Sie lebe hoch, die Feuerwehr!

Gegen die mangelhafte und teilweise zum Nachteil gereichende Reform haben sich genug Stimmen erhoben, die nur endlich schwiegen, weil ihr Reden ungehört verhallte. Jene Bestimmungen waren „für die Schule zum Gesetz erhoben, und es ist Recht und Pflicht, jedem Gesetze so lange zu gehorchen, bis die Abänderung desselben gelingt. Für die Abänderung irrtümlicher Gesetze aber zu kämpfen, ist ebenfalls eine unter keinen Umständen aufzugebende Pflicht. Jeder Schritt, der dazu führt, jene seltsamen und lästigen Irrtümer zu beseitigen, sollte deshalb willkommen geheissen und unterstützt werden. Um aber Missverständnisse zu verhüten, füge ich die ausdrückliche Erklärung hinzu, dass es mir ferne liegt, ein Gegner der neuen Schulorthographie sein zu wollen, vielmehr in derselben einen dankenswerten Anfang zur Erreichung einer sachgemässen Rechtschreibung erblicke und nur zur möglichst baldigen Tilgung jener dunkeln Flecke beitragen möchte.“ (Frikke — in den Blättern für die Schulpraxis).

Den angezogenen Übelständen gegenüber wäre wünschenswert, dass 1. für die deutsche Schule ein einheitliches und leichtfassliches Regelbuch mit vollständigem Wörterverzeichnis herausgegeben werde, welches Doppelschreibungen nur in solchen Fällen aufzunehmen hätte, wo ein Schwanken in der nhd. Aussprache thatsächlich nachzuweisen ist, dass 2. seitens der Reichsverwaltung wie der Landesregierungen der Gebrauch der Schulorthographie im amtlichen Verkehr angeordnet oder doch zum mindesten gestattet werde.

II. Auf welche Weise sind die Entstellungen unserer gegenwärtigen Schrift eigen geworden?

Mit Ausnahme der türkischen Schreibweise stammen alle europäischen Schriftarten vom griechischen und lateinischen Alphabet ab, die beide der fremden und nur die Konsonanten bezeichnenden phönizischen Sprache entlehnt waren.

Die früheren Perioden des Alt- und Nhd. suchten die Laute der Sprache — durch die Runen — so genau wie möglich schriftlich darzustellen. Leider verhinderte das mit dem Christentume eingewanderte lateinische Alphabet die vollständige Ausführung dieses Grundsatzes; in kurzer Zeit verdrängte es die einheimische Runenschrift und gelangte zu alleiniger Herrschaft. Kein Ulfilas erstand, um die Mängel dieses Alphabets mit kühnem Geiste zu verbessern. So musste sich das Fremde, so gut es eben konnte, dem Deutschen anpassen. Will einem Schneider das Material zu einem Rock nicht ausreichen, so muss er sich helfen, wie er kann, Flicker an- und einsetzen. Ebenso haben wir unsere Volkssprache in ein fremdes, für ein anders gestaltetes Modell gearbeitetes Gewand gekleidet, wo dieses nicht zureichte, angeflickt, das Zeug dazu aber aus dem Kleide selbst herausgeschnitten, beispielsweise für den Zischlaut „sch“ drei Buchstaben zusammengestellt, von denen jeder einzelne einen ganz andern Laut bezeichnet. An einigen Stellen hoch aufgebauscht und viel überflüssige Falten zeigend, genügt das Schriftgewand an andern nicht, um die Blöße notwendig zu bedecken, so dass Flicker aus- helfen müssen. Schon diesem Umstande haben wir die Verunstaltung unserer Schrift durch orthographische Ungeheuer zu verdanken.

Ferner hielten die Veränderungen in der Schrift

nicht gleichen Schritt mit der Umgestaltung der Sprache, weil die Lautform, bei weitem flüssiger, umgestaltenden Einwirkungen viel leichter ausgesetzt ist, als der durch Schrift und Druck fixierte Buchstabe. So ist denn in allen Sprachen die Lautentwicklung der Schreibung mehr oder minder voraus. Der Engländer spricht „neit“, schreibt aber einer längst vergangenen Lautform entsprechend „knight;“ der Franzose spricht „om“ und schreibt „homme;“ der Deutsche spricht „Schtein, Schpalte“ und schreibt einer ehemals richtigen Aussprache gemäss „Stein, Spalte.“ Dabei unterliegt es keinem Zweifel, dass die ehemals richtige Aussprache sp, st jetzt nicht dem Gesamtdeutsch, sondern wie „sleifen, smähen, snitzen, swören“ den Mundarten zuzuzählen und thatsächlich räumlich, auf den Bühnen und vereinzelt auch in den höchsten Gesellschaftskreisen in stetem Abnehmen begriffen ist. Als solche festgehaltenen Erbstücke aus früherer Zeit sind ferner das nicht gesprochene „h“ nach langem Vokal in einem Teil der betreffenden Wörter und das ebenfalls stumme „e“ nach langem „i“, gleichfalls jedoch nur in einer Anzahl von Wörtern, anzusehen. Der Buchstabe „h“ bezeichnet noch im Nhd. — ich lasse F. Sander reden — mehr als den blossen Hauch, nämlich den leichtesten Kehllaut, im ganzen entsprechend dem jetzigen ch, wenn auch minder kräftig gesprochen. Allmählich hat sich der betreffende Laut sozusagen ausgeschliffen, ein Vorgang, von dem die Sprache noch deutliche Spuren im Nebeneinander verschiedener aus einer Wurzel gebildeten Formen bewahrt, wie nahe, nächst; hoch, höher, Hoheit; sehen, Sicht. Die Entwertung des „h“ ist aber überall da eingetreten, wo langer Vokal vorausging, oder sie hat die Dehnung des vorausgehenden kurzen Vokals zur Folge gehabt (z. B. gesehn, geschehn, zehn etc.) So kam es, dass „h“ nach einem Vokal allmählich im allgemeinen Bewusstsein die Bedeutung eines

blossen Dehnungszeichens für den vorausgehenden Vokal annahm und nun in vielen Fällen angewandt wurde, in welchen ein sprachgeschichtlicher Grund für dasselbe durchaus nicht vorliegt. Ganz ähnlich das „e“ nach „i.“ In Wörtern wie Bier, fiel, vier (v. lat. bibere, fial, fior) war das „e“ oder noch früher sogar ein vollerer Vokal nach dem „i“ in der ältern Sprache durchaus hörbar (cfr. Randbemerkung S. 30). Nach und nach wurde dann der Laut „e“ von dem vorausgehenden „i“ aufgesogen; das Lautzeichen blieb stehen und wurde für die nachfolgenden Geschlechter ein Wink, dem „i“, welches die Stelle zweier ältern Laute vertritt, die Zeitlänge zu gönnen, welche es demgemäss beanspruchen kann. Aber auch hier ging man über die Schranken der historischen Überlieferung weit hinaus und brachte das „e“ nach „i“ in einer Reihe von Fällen als Dehnungszeichen an, in denen es gar kein geschichtliches Recht für sich hat, z. B. in „viel, gieb, lies“ etc.

Wie an diesen Punkten, ist überall das sehr bescheidene Element historischer Abweichungen von der reinen Lautschrift unter einem starken Zusatz unhistorischer Willkür verschüttet. Die Willkür ist umsomehr zu bedauern, als sie nach keiner Richtung hin folgerichtig durchgeführt worden ist, dagegen das Sprachgefühl der Nation, welches noch zur Zeit der Minnesänger ein sehr feines war, in bedauerlichem Mass getrübt hat. Als Gegenstück der Dehnungszeichen („h“, „e“ nach „i“ Vokalverdopplung) kam gleichzeitig die Bezeichnung der Kürze durch Verdopplung des einem Vokal folgenden Konsonanten auf, während bis dahin nur da, wo der konsonantische Laut zweimal hörbar ist, auch der Buchstabe zweimal gesetzt wurde (können, aber kan, blat, bletter; cfr. Randbemerkung S. 15 ff.) Aber auch hierin blieb regelloseste Freiheit herrschend, wie in der Verwendung der verschiedenen Bezeichnungen für die S-Laute, welche sich allmählich in Schrift und Druck eingebürgert hatten.

Mit der Neigung, Kürze und Länge der Vokale zu bezeichnen, verbanden sich, nachdem einmal die Schreibung ins Schwanken geraten und der Willkür der Einzelnen preisgegeben war, zwei andere Bestrebungen, welche nachhaltigen Einfluss auf die deutsche Rechtschreibung gewonnen haben. Man gewöhnte sich, auf die Ableitung der Wörter und Wortformen auch da beim Schreiben Rücksicht zu nehmen, wo Abweichungen im Lautbestand nicht vorlagen. Die „Hende“, wie man phonetisch im Mittelalter schrieb, fand man nicht mehr deutlich genug und veränderte (enderte) diese Form in „Hände“; von „haben“ glaubte man „hätte“ mit „a“ und nicht mehr, wie bis dahin, „hette“ bilden zu dürfen, und selbst der Doppellaut „eu“ musste da, wo seine Bildung aus „au“ durch Umlaut dem Sprachbewusstsein noch gegenwärtig war, in „äu“ übergehen. Daneben suchte man überhaupt durch verschiedene Schreibung gleich oder ähnlich lautende Wörter von einander zu unterscheiden, wie Lid und Lied, Ton und Thon, wider und wieder, seyn und sein, seit und sey, Moor und Mohr, Statt und Stadt etc., was indes ohne ersichtlichen Grund bei einer Reihe anderer Wörter (z. B. Thor) wieder unterblieb. Sieht man schliesslich auf den damaligen Zeitgeschmack, der in jedes Wort soviel Buchstaben hineinsetzte, als dasselbe irgend vertragen konnte — dasselbe Bestreben, welches derzeitig den Zopf zur Geltung brachte und heute die Damenwelt verleitet, die Tournüre immer grösser zu machen — und rechnet man noch die jedem ins eigene Ermessen gestellte Benutzung der Majuskeln, sowie die nur zum Teil geschichtlich begründeten Unterschiede von F, V und Ph, von C und K und die seltsamste aller deutschen Eigentümlichkeiten, die regellose Verwendung des „th“ statt „t“, das keineswegs nur da angewandt wurde, wo langer Vokal vorging oder folgte (vergl. Wirth, Thurm), hinzu, so hat man einen unge-

führen Überblick der seltsamen, weder phonetisch noch historisch erklärbaren Zustandes der deutschen Orthographie, wie sie in Schriftwerken des 16. und 17. Jahrhunderts dem Auge des Lesers entgegentritt.

Nur der Durchgang der ganzen Nation durch eine Reihe schwerer Prüfungen kann erklären, wie es so weit hatte kommen können. Der Zerfall des deutschen Reiches seit 1250, das überwiegende Interesse der Gelehrten für die alten Sprachen, das durch die humanistische Bewegung noch bestärkt, durch die Reformation und die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts nur wenig eingeschränkt wurde, die Vorherrschaft des Italienischen und des Französischen im gesellschaftlichen Leben seit dem dreissigjährigen Kriege: das alles musste zusammenwirken, um die deutsche Schreibweise auf eine so niedrige Stufe der reggelosen Willkürlichkeit herabsinken zu lassen.

Unsere Sprache verdankt ihre Entstellungen der Einkleidung in ein fremdes Gewand, der vorausgeeilten Lautentwicklung und schliesslich einer willkürlichen Buchstaben-Einschaltung, die mit der Zeit des Interregnums beginnt.

III. Nutzen der vereinfachten Schreibweise.

„In die Tiefen musst du steigen,
Soll sich dir das Ganze zeigen.“

Der Nutzen, den eine Vereinfachung unserer Schreibweise brächte, wird vielleicht von Vielen für viel zu gering angesehen. Wer indes beobachtet, wieviel Zeit und Mühe erforderlich sind, die Kinder schreiben und lesen zu lehren, der sollte es nicht für zu gering achten, darüber ernstlich nachzudenken.

Die vereinfachte Schreibung vereinfacht zugleich den Schulunterricht. Da es bei ihr sozusagen keine Ausnahmen von der Regel giebt, ist die Neuorthographie viel fasslicher als die alte, welche von der grossen Mehrheit des deutschen Volkes nie erlernt werden kann, was die Briefe und Schriftstücke einfacher Leute zur Genüge beweisen. Mit ihrer Einführung wäre das Orthographiegespenst verschwunden, und Handwerker, Landleute, Dienstboten, sie alle dürften frischer zur Feder greifen und sicher sein, dass nicht jedes naseweise Bürschchen sich über ihre Schreibfehler lustig macht. Die jetzt mit 14 Jahren in der Schule mühesam erlernte Orthographie vervollständigt sich erst später durch unausgesetzte Übung im Geschäftsleben oder geht, im Bauern- oder Arbeiterstande, meist wieder verloren. Wohl ist ermittelt worden, wieviel Prozente der Bevölkerung schreiben können, nicht aber, wie viele orthographisch richtig schreiben. Erschrecken würden wir, wenn es geschähe. Und — welche Zeit und Anstrengung hat die Herbeiführung dieses kläglichen Resultats gekostet! Dabei basieren die meisten orthographischen Fehler unserer Schüler darin, dass sie, ihrem gesunden Gefühle folgend, der Aussprache auf Kosten des orthographischen Regelkrams den Vorzug geben.

Hauptsache ist und bleibt, dass durch die Neuorthographie in den Schulen viele Stunden weniger für leere, geisttötende Übung in der Rechtschreibung verwendet werden brauchten und dass damit mehr Zeit für bessere Verwendung gewonnen wäre. Wieviel unerquickliche Stunden erfolglosen Unterrichtens, aufreibenden Korrigierens würde die Annahme dieses gesunden, wahrhaft pädagogischen Princips den Lehrern ersparen! Anstatt sich immer nur mit Schreibfehlern herumzubalgen, könnte man sich im Sprachunterrichte mehr mit der Ausdrucksweise beschäftigen oder die Zeitersparnis am zweck-

mässigsten zur Aneignung der Stenographie verwenden, um so eine der nützlichsten Erfindungen des menschlichen Geistes — welche, das gesprochene Wort mit dem Fluge der Zeit ans Räumliche bindend, für das Bedürfnis der Gegenwart noch viel zu wenig verbreitet ist — zum Gemeingute zu machen.

Weiter wird durch den Wegfall der vielen nutzlosen Buchstaben auch beim Schreiben Zeit gewonnen, beim Drucken — beispielsweise bei Zeitungsanzeigen — Geld gespart, das Stenographieren erleichtert, das Telegraphieren schneller und billiger besorgt, was alles im praktischen Leben schwer ins Gewicht fällt. Die oft aufgestellte Äusserung, es sei ganz gleich, ob man „balt, di“ oder „ballt, die“ schreibe, auf ein paar Buchstaben mehr oder weniger komme es nicht an, kann nur von einer oberflächlichen Kenntniss des fraglichen Gegenstandes zeugen. Wer zu rechnen versteht, wird einsehen, dass es sich hier um namhafte Schädigung nationaler Güter handelt, dem selbst die Volkswirtschaftslehre vollwichtigen Grund hätte, ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Zählen wir in irgend einem Schriftstück unserer Sprache alle die Buchstaben, die der Mund nicht ausspricht, so stellt sich ein erheblicher Prozentsatz (8—10%) heraus: Das „Berliner Tageblatt“ würde beispielsweise bei einer Annahme von nur 8% durch die vereinfachte Schreibart in einem Jahre 1680000 Bogen ersparen und den Lesern der Zeitung bei gleichem Inhalte soviel Bogen weniger bieten. Denkt man an die 1200 Millionen Briefe und Postkarten, die 500 Millionen Zeitungsexemplare und 13—14000 Bücher, welche jährlich entstehen, so gelangt man zu der Einsicht, dass täglich Milliarden zweckloser Buchstaben gedruckt und geschrieben werden. Wer neun Tage schreibt, hätte nach der Neuorthographie in dieser Zeit schon soviel geleistet als sonst in 10 Tagen; er würde also monatlich drei volle Tage für seine Erholung oder für

andere Arbeiten und auch an Papier, Tinte und Federn 10 pCt, also auf je 10 Mark 1 Mark gewinnen. In acht Tagen hätte die deutsche Nation die Baukosten der ganzen St. Gotthardtbahn nur am Schreiben und Drucken erspart.

Dass eine den Laut deckende Rechtschreibung auch patriotischen Wert besitzt, allmählig die Aussprache der ganzen Nation in Übereinstimmung setzend, die ersehnte Gesamtsprache erzeugt, wird sofort einleuchten, wenn man bedenkt, wie kontinuierlich und nachhaltig das Zeichen auf den richtigen Laut hindeutet und den falschen entschieden von sich weist.

Mit der vereinfachten Schreibweise wäre auch den Ausländern gedient. Die deutsche Sprache zu schreiben, erfordert ein mühsames Studium Wort für Wort. Durch Vereinfachung der Rechtschreibung würde sie dem Ausländer viel leichter erlernbar sein, und wir könnten uns unserer Muttersprache häufiger da bedienen, wo wir jetzt englisch oder französisch zu sprechen und schreiben gezwungen sind. Für die Entstellungen der deutschen Schrift hat nur derjenige kein Auge und Gefühl, dem der Missbrauch bereits völlig zur Gewohnheit geworden ist; das Kind entdeckt sie eher als der Mann. Sie gerade bilden die Ursache, warum die deutsche Sprache verhältnismässig von nur wenigen Ausländern gelernt wird und sich unter den jetzt obwaltenden Umständen nie zu einer Weltsprache gestalten kann.

Ich kann nicht umhin, in letzterer Hinsicht einige Worte von Dr. L. Fritsch aus Evansville (Indiana) in Erinnerung zu bringen, welche das Deutsche in Beziehung zur Weltsprache setzen. „Ob es dereinst eine oder zwei Weltsprachen auf dieser Erde geben wird, darf wohl als etwas für die Gegenwart Unwesentliches hier unerörtert bleiben. Gewiss ist, dass durch die neueren Erfindungen alles dazu drängt, die grosse Überzahl der

Sprachen zu vernichten. Vielleicht, dass von allen neueren Kultursprachen sich nur eine germanische (englisch oder deutsch) und eine romanische erhalten wird (spanisch?). Es ist für die Deutschen notwendig, sich diese Weltlage klar zu machen, dazu Stellung zu nehmen und mit grösster Energie in den Kampf um die Weltsprache einzutreten. Ohne gründliche Änderung und Vereinfachung der Rechtschreibung ist jedoch gar nicht daran zu denken, der deutschen Sprache eine grössere Verbreitung zu sichern. Entweder Verbesserung, Vereinfachung — oder Untergang! Das ist die Wahl. Die deutsche Sprache war einst die verbreitetste der germanischen Idiome — die englische hat sie jetzt weit überflügelt, und es wird grosse Anstrengungen kosten, die verlorenen Gebiete wieder zu erlangen oder sie zu ersetzen. Möchten doch die deutschen Schriftsteller Einsicht in diese Verhältnisse gewinnen und thätiger und praktischer eingreifen!“

Sie selber hätten bedeutenden Gewinn davon; denn je mehr die deutsche Sprache Verbreitung fände, desto leichter wäre es dem Verleger infolge erhöhter Nachfrage möglich, den Preis seiner Bücher zu ermässigen und denselben neue Absatzgebiete zu eröffnen. Die grössere Kauflust des lesenden Volkes kann aber auf die Hebung des Schriftstellertums nur wohlthätig einwirken. Während der französische Verleger seine Bücher nicht nur für sein Vaterland, sondern für die ganze Welt druckt, also grössere Auflagen vorzubereiten und das einzelne Exemplar billiger herzustellen vermag, ist des deutschen Verlegers Absatzkreis ein überaus beschränkter, weil eben seine Muttersprache im Auslande nur mässige Pflege erfährt.

Immerhin wird es einige geben, die da sagen: Ich habe mit vieler Mühe richtig schreiben gelernt, ich habs lernen müssen, und unsere Kinder könnens auch lernen; ich will nicht noch einmal von vorne anfangen. Diesen rufe man Göthes Wort zu: „Wer fertig ist, dem ist nichts

recht zu machen, ein Werdender wird immer dankbar sein.“ Ihre Sprache ist erstens nicht edel. Wird eine Mutter ihr Kind deshalb durchprügeln, weil sie selber eine böse Stiefmutter gehabt? Zweitens ist die Ansicht, die Erlernung der neuen Rechtschreibung erfordere viel Zeit und Mühe, vollständig unbegründet. Im Gegenteil ist sie so einfach und natürlich, dass sie jedermann bald erlernt hat. Wer es aber von den der Schule Entwachsenen durchaus nicht will, möge es lassen und hinter seinen Kindern zurückstehen. Die letzten Jahrzehnte haben so manche Neuerungen (Münzen, Masse, Gewichte) gebracht, die uns anfänglich unüberwindliche Schwierigkeiten zu bieten schienen. Sie hiessen mit der Vergangenheit brechen und machten die Greise wieder zu Schulknaben. Heute sind wir froh, dass es soweit gekommen ist. Wer heute die Mark an Stelle des Thalers setzen kann, besitzt auch die Fähigkeit, die neue Schrift wenigstens zu lesen und zu verstehen, wenn nicht gleich zu schreiben.

Die vereinfachte Schreibweise vereinfacht den Schulunterricht, spart Zeit und Geld, besitzt patriotischen Wert, erleichtert dem Ausländer das Studium unserer Muttersprache, verleiht dieser die Möglichkeit, mit Erfolg in den Kampf um die Weltsprache zu gehen, und hebt schliesslich das Schrifsteller-tum.

IV. Einführung der Neu-Orthographie.

„Immer stehe zum Ganzen, und kannst du selbst kein Ganzes werden, als dienendes Glied schliess an ein Ganzes dich an.“

Jahre und Jahre sind verflossen, seitdem von verschiedenen Seiten Vorschläge einer verbesserten deutschen

Orthographie auftauchten, und doch bedient man sich heutzutage im allgemeinen noch der alten, oft und hart getadelten Schreibweise. Worin liegt der Grund dieser Thatsache?

Einmal erschienen manche Verbesserungsvorschläge zu unzweckmässig oder zu unbedeutend; die Gebrüder Grimm haben deshalb wenig Gehör und noch weniger Nachahmung gefunden. Es gehört eben alles zusammen und alles zu gleicher Zeit.

Andere Reformansichten wurden aus Gelehrtenhässlichkeit und verletzter Eitelkeit nicht gehörig gewürdigt. Solches fand bei der Klopstockschen Orthographie statt, die man wegen ihres entschiedenen Brechens mit dem Langge- wohnten unwissenschaftlich and bizarr fand; ja, der Begründer der deutschen Sprachwissenschaft sah sich als Verbesserer der Orthographie sogar dem Spotte ausgesetzt.

Ebenso ist die Gewohnheit stärker als Vernunft und Verstand, indem sie die Dornen, auf denen sie sich stumpf gewandelt hat, nicht fühlt und entrüstet das Antlitz von dem Frevler, welcher das Altbestehende anzutasten und ein Licht entgegenzubringen wagt, hinwegwendet, um das lieb und teuer gewordene Joch in unabsehbare Weiten noch länger tragen zu können.

Andere Widersacher erzeugt oft wahrhaft staunenswerte Unkenntnis des Gegenstandes, Rauf- und Spottsucht, Roh- und Bosheit. Wer das Leben und Treiben der Menschen kennt, wird das nicht weiter auffallend finden. Als 1880 das Ministerium einige stumme h tilgte, ging durch die Presse über solche „masslosen Eingriffe in die Rechte des Volkes“ ein Schrei der Empörung und des Unwillens, wobei eine hochgeachtete Zeitschrift äusserte, die Bäume würden eher viereckige Blätter treiben, ehe sich ein Volk etwas an seiner Sprache (?) ändern liesse. „Auch die wohlthätigste Neuerung reizt nicht sowohl

zur Untersuchung, als zum Widerspruch, oder höchstens zur Untersuchung behuf des Widerspruchs. Man fragt nicht: Was ist Gutes, sondern — was ist Schlechtes an der Sache? und lässt einer Sünde wegen Feuer und Schwefel auf die edelsten friedlichsten Gedanken regnen. Im Zerstören liegt Behagen, wenn auch ein kannibalisches. Überall steht der Egoismus mit der Keule in der Hand. Jeder Vorschlag wird mitleidslos gerichtet, schon weil irgend jemand ihn gethan hat. Das Beistimmen, glaubt man, mache zum charakterlosen Jaherrn und sei eine parlamentarische Schande. Leider greift man zu Gründen, welche, brächte man sie urbaner vor, an die Zeit der griechischen Sophisten erinnern dürften. Man kämpft selten für die Sache, sondern vorzugsweise für sein Ich, oder für die Partei = das erweiterte Ich, und vergeudet die edelste Kraft in solchen ritterartigen Parteifehden, wie sie 30 Jahre lang zwischen Historikern und Phonetikern geführt wurden, und in welchem die Ritter hüben und drüben siegten, die Sache aber eher zerstampften als beförderten. Das alles ist weder human noch edel, aber desto allgemeiner, und wir dürfen also nicht leichten Sinnes an unser Werk gehen, auch wenn wir die Überzeugung haben, dass es rühmliche Ausnahmen giebt: Menschen, welche vernünftig sind und der Vernunft gehorchen.“ (Frikke).

So sind zur Abwehr der unbequemen Neuerung theils unbeholfen, theils mit grossem Geschick Scheingründe, Verdächtigungen, Schmähungen und Verwünschungen verwandt worden, und es darf nicht verschwiegen bleiben, dass zu derartigen Streitereihochangesehene Männer zählten.

Im Hinblick auf diese Missachtung einer bedeutenden geistigen Leistung gehört wohl Mut dazu, sich auf einem so schwierigen Gebiete, als es die Orthographie ist, zu versuchen, wie überall, wo Gewohnheit und Vorurteile zu bekämpfen sind. Indem ich das gefährliche Feld be-

trete, habe ich es nicht verschmäht, wo ich gleiche Ansicht teilte, die Fusstapfen unserer Altmeister auf orthographischem Gebiete aufzusuchen und bin überzeugt, dass meine Reformvorschläge bei ausreichendem Bekanntwerden eine bedeutende Anzahl Freunde finden würden. Natur und Ideal vor Augen, kann die Reform nicht irre gehen, auch nie der Nachwelt Anlass geben, mit uns im Widerstreit zu stehn. An den Eintritt einer Änderung in längerer oder kürzerer Zeit glaube ich ganz bestimmt, und ein dahingehender Versuch wird zeigen, ob die gegebenen Erörterungen Beachtung verdienen oder nicht. Bis dahin unterwerfe ich sie dem Urteile derer, die sich für die Sache interessieren.

Es ist wohl einleuchtend, dass die Verbesserung unserer Orthographie am wirksamsten vom Ministerium aus gelenkt und weitergeführt werden könnte, wozu es nur einer umfassenden und mit der gehörigen Autorität ausgerüsteten Verordnung bedürfen würde. Den staatlichen Unterrichtsbehörden ist das Gebiet unterstellt, auf welchem das Ziel am schnellsten und sichersten zu erreichen ist; denn sobald die Jugend einer Generation einheitlich und systematisch in die neue Rechtschreibung eingeführt wird, ist die Sache fast mit einem Schlage abgethan.

In jedem deutschen Staate, der im Besitze einer eigenen amtlichen Orthographie ist, sollte von der Regierung eine Kommission von Fachleuten berufen werden, um zu beraten, was im Interesse einer einheitlichen und vereinfachten Orthographie aufzunehmen oder aufzugeben sei. Doch dürfte die Regelung nicht ausschliesslich in die Hände von Gelehrten gelegt werden. „Die Herren dieser Art blendt oft zu vieles Licht, sie sehn den Wald vor lauter Bäumen nicht.“ Jeden gebildeten Deutschen, welcher sich genügend über den Standpunkt unserer jetzigen Schreibweise informiert hat, halte ich

ebenso befugt und befähigt, eine Ansicht über die Orthographie deutscher Wörter auszusprechen und zu vertreten, wie den gelehrtesten Fachmann. Am zweckdienlichsten würde sich die Kommission aus Lehrern (Elementar-, Real- und Gymnasiallehrern 80pCt.), Sprachforschern (7pCt.), Schriftstellern (4pCt.), Zeitungsredakteuren, Industriellen und Buchdruckern (je 3pCt.) zusammensetzen, die alle dem phonetischen Prinzipie huldigen.

Vor allen Dingen müsste festgestellt werden, welche Aussprache als die richtige einem Worte zukommt, weil sonst jeder nach seiner Aussprache schreiben würde. Es ist die gemeinschaftliche Lautaussprache zum Unterschiede von den Mundarten gemeint. Wie zwischen rechts und links ein unwandelbarer Unterschied besteht, so muss auch in der Aussprache eine Scheidelinie von richtig und falsch zu ziehen möglich sein, wobei nicht persönliche Meinung, sondern das Gesetz der Sprachbewegung zu entscheiden hat. Und kommen Wörter vor, die eine mehrfache richtige Aussprache gestatten, so möge man für sie auch eine mehrfache Schreibweise zulassen: Hilfe — Hülfe, Galosche — Kalosche, Kajüte — Kajütte, Bazar — Basar, Brezel — Prezel, burzeln — purzeln etc.

Die Ergebnisse der Einzelkommissionen wären dann von einer Zentralkommission, in welcher die Einzelkommissionen durch Abgeordnete vertreten sein müssten, zu beraten, der dann die endgültige Festsetzung der Lautform und Rechtschreibung obläge. Zu diesen Entscheidungen wären auch Österreich und die Schweiz hinzuzuziehen.

Der Abstammung nach müssten die Beteiligten Nord- und Süddeutsche, ihrer Gesinnung nach weder Preussen, Bayern, Sachsen, Würtemberger, noch Mecklenburger, Badenser, Braunschweiger oder Schleizer, sondern Deutsche sein. Personen, die nicht zu objektiver Denk- und Handlungsweise befähigt sind, hindern statt zu fördern,

weil sie das Allgemeine vor dem ihm nahe stehenden Besondern nicht erblicken. Wohl giebt es deutsche Männer in unserm Sinne; aber schwer werden sie zu finden sein!

Sollte es indes gelingen und wären die Gesetze festgestellt, so müsste die Reichsregierung im Einvernehmen mit allen Einzelstaaten als ausübende Gewalt hinzutreten. Der Menge gegenüber nützt nur Kraft und Gewalt. Das alleinige Vorgehen, selbst des grössten Bundesstaates, Preussens, ist nicht wünschenswert, weil die Neuorthographie als eine „preussische“ den borniertesten Widerstand bei allen „Patrioten“ fände. Allerdings müsste auch hier wieder Preussen die Sturmlücke brechen, falls es nicht anders gehen sollte. Das an sich noch unvollkommene Alte ist bequem geworden, und das Neue schreckt durch die auftauchende Mühe. In der Gewohnheit des Auges findet jede orthographische Neuerung einen erbitterten, vernunftlosen und eben deshalb so schwer zu bekämpfenden Gegner. An das nachkommende Geschlecht denken nur weitschauende Menschenfreunde.

Aus diesen Erscheinungen können die Reformer mancherlei Belehrungen schöpfen: erstlich nicht zu erschrecken, wenn ihnen das nach eigener Theorie umgeänderte Wortbild real vor die Augen tritt, zweitens die auf den Wahn, dass es übel aussehe, sich schlecht lesen lasse, hinauslaufenden Kundgebungen des Publikums nicht zu beachten, hingegen rationelle praktische Wünsche entgegenkommend zu berücksichtigen, und schliesslich als Hauptsache, eine umfassende, fundamentale Reform anzubahnen, da durch eine halbe, die immer zur Vollendung drängen würde, kein dauernder Zustand eintreten kann.

Man wende nicht ein, dass solches unmöglich wäre. Nicht einmal den Zeitaufwand einer Diskussion verdienen solche Argumente des Kleinmuts, die einfach durch den Hinweis auf die spanische und serbische Orthographie-

Reform Erledigung finden. Das erstarkte, grosse Deutschland wird doch ebensoviel wagen und erringen können, als das schwache Spanien oder kleine Serbien! Daher mutig ans Werk!

Die vereinfachte Orthographie wäre dann nicht allmählich, sondern mit einem Male einzuführen, weil jede, auch die kleinste Abänderung das Auge des Lesers unangenehm berühren, auch beispielsweise die Stereotypplatten von Schulbüchern unbrauchbar machen und ebenso hohe Unkosten wie eine gründliche Reform verursachen würde. Wenn schon, denn schon!

Mit der Forderung einer fundamentalen Reform ist jedoch die Ausführung nicht zu verwechseln — die letztere darf und muss allmählich geschehen.“ Dr. Frikke macht folgende Vorschläge:

- a) Nachdem der Staat die Gesetze sanktioniert und ihre Befolgung verordnet hat, wird rücksichtlich der Schule zunächst der Umdruck der Fibel und des ersten Lesebuchs bestimmt. Die Unterweisung nach dem abgeänderten System fängt gleich mit dem Beginne des neuen Schuljahres an. Die Eltern bleiben also finanziell von der Neuerung unberührt, und den Buchhändlern ist dieselbe ein halbes Jahr vorher anzuzeigen, damit sie keine weitem Lesebücher mit alter Orthographie drucken lassen.
- b) Nach fünf Jahren darf kein altes Buch in einer Privat- oder öffentlichen Schule anzutreffen sein. Den Beschlüssen der Ortsbehörde bleibt es überlassen, im Einvernehmen mit den Eltern eine schnellere Einführung zu bewirken. Neu erscheinende Werke, sowie alle neuen Auflagen der für höhere Schulen bestimmten Bücher, haben unweigerlich dem Gesetze Folge zu leisten, während rücksichtlich der übrigen Bücher eine zehnjährige

Frist ausgesetzt wird, nach deren Ablauf erst der Zwang eintritt.

- c) Während es den Privatpersonen unbenommen bleibt, Eingaben an irgend eine Behörde in alter Schreibart abzufassen, haben sich Beamte der neuen zu bedienen.
- d) Die Presse betreffend, bedienen sich Regierungs-Organen gleich des neuen Systems, dessen sofortige Annahme auch den wissenschaftlichen Blättern anzurathen ist. Politische und belletristische Blätter folgen erst später, nachdem die heranwachsende Jugend das Publikum mit der Neuerung vertraut gemacht hat. Damit aber der Wohlbedenkende nicht gegen den egoistischen Speculanten in Nachtheil gerät, tritt nach Ablauf von 5 oder 10 Jahren auch hier Zwang ein.

Vielfach wird die Ansicht geltend gemacht, die Presse müsste den ersten Schritt in der Reformsache thun. Zugegeben, dass bei einem gleichmässigen und energischen Vorgehen der Presse das Ziel unserer Reform leicht und schnell erreicht sein würde, so ist doch solch ein Vorgehen von der Presse nicht zu erwarten, denn jeder Herausgeber, jeder Verleger wird sich hüten, dem in der gebräuchlichen Rechtschreibung aufgewachsenen Publikum eine neue Orthographie vorzuführen.

Ohne das Eingreifen der Staatsobrigkeit kommen wir über die wunden Punkte nur sehr schwer hinweg. Wer jedoch alles von der Zeit erwartet, erreicht nichts. Das Zaudern erweist sich bei jedem Unternehmen als gefährlichster Feind. Die Weiterführung muss auch von unten her gewünscht werden. Deshalb muss man trachten, das ganze Volk, namentlich den grossen Kreis der gebildeten Nichtfachleute mit dem bekannt zu machen, was man eigentlich anstrebt. Diesen Zweck verfolgt vorliegende Broschüre.

Ein zweites Mittel bildet die Gründung von Orthographievereinen*). Möchten doch Freunde der Sache Fühlung zu bestehenden Vereinen nehmen und bemüht sein, wo es irgend geht, Zweigvereine ins Leben zu rufen, um für die gute Sache weiter zu kämpfen; denn nur durch Kampf kann der Sieg errungen werden. Man beginne nur überall damit, und sehr bald werden sich Vertreter aller Stände und Volksklassen, sogar eine Anzahl mutiger Frauen zum Anschluss bewegen lassen. Sobald dann die erforderliche Mitgliederzahl erreicht wäre und die Zeitumstände es gestatten würden, hätten die Vereinsmitglieder an zuständiger Stelle ein Gesuch einzureichen, um auf dem Wege der Verordnung oder Gesetzgebung die Einführung der Neuorthographie zu bewirken. Die Welt wird sicher nicht in Trümmer gehen, wenn man schon anfängt, die Wörter anders zu schreiben. „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen.“

Muss gegenwärtig im amtlichen Verkehr auch die jetzt übliche Rechtschreibung beibehalten werden, so ist es doch wünschenswert, ausseramtlich — im Verkehr mit dem Publikum, bei Zeitungsanzeigen etc. — eine sog. Übergangsorthographie anzuwenden. Diese unterscheidet sich von der Neuschreibung nur dadurch, dass sie den Längenstrich bloß aushilfsweise benutzt und aus der alten Orthographie die Zeichen sch, ch, w und das stumme h zwischen dem Doppel-e beibehält. Sie ist ohne weitere Fingerzeige verständlich. In der Übergangsorthographie könnte man ferner interessante Notizen an bedeutende Zeitungen mit der Bitte um buchstäblich

*) Besondere Aufmerksamkeit verdient der von Dr. Frikke-Wiesbaden begründete „allg. Verein für vereinf. Rechtschreibung.“ An der Spitze einer andern Vereinigung steht Prof. Dr. Vietor-Marburg. Beide Herren geben besondere Zeitschriften („Reform“ und „Zeitschrift für orthografie, ortoepie und sprachfisiologie“) heraus.

getreuen Abdruck übersenden. Sollten ferner die Verleger von Volks- und Familienkalendern nicht zwei bis vier Seiten dem Vereine zur Verfügung stellen, wenn man sie darum angehen würde? In volkstümlicher, packender Weise wären dann hier die Bestrebungen des Vereins klar zu legen. Solch ein Kalender wird das ganze Jahr hindurch aufgehoben, ist weit verbreitet, und bildet oft des einfachen Landmannes, Handwerkers und Arbeiters einziges Unterhaltungsbuch, das diese Leute im Verlaufe des Jahres während ihrer Freizeit wohl zehnmal durchlesen. Die Glieder des Vereins müssten mit aller Kraft darnach streben, in allen Teilen des Vaterlandes Kalenderverleger für ihren Plan zu gewinnen. Und ich glaube, diese geben gern ein par Seiten her, schon deshalb, weil ihnen der Stoff geliefert wird. Wagen kann hier nichts verlieren, sondern nur gewinnen!

Bezüglich der Lateinschrift wäre es empfehlenswert, sich auch möglichst viel an Schilder- und Firmenmaler zu wenden, deren Thätigkeit die Einführung derselben doch ebenfalls gewaltig unterstützt oder aber hindert.

Schliesslich sei noch erwähnt, dass die Stenographen viel zur Einführung einer phonetischen Rechtschreibung beitragen könnten. Wenn sich dieselben an solche vernünftige Orthographie in ihrer Schrift gewöhnten, „dann wäre bei der Verbreitung, welche die Stenographie allmählich gewinnt, eine feste Grundlage gewonnen, die auch für die vernünftigere Orthographie in der gewöhnlichen Schrift Propaganda machen würde. Diesen Dienst könnte und müsste die Stenographie der Reform unserer zopfigen Orthographie leisten, um so mehr, als es auch zu ihrem eigenen Besten wäre. (Kondring—Steele).

Vielleicht gelingt es diesen Zeilen im Verein mit andern gleichgesinnten Kundgebungen auf den richtigen Weg zur Vereinfachung und Verbesserung unserer Schriftsprache zu führen. Meine wohlgemeinte Arbeit würde

dann reichlich belohnt sein! Möchten alle Volks- und Vaterlandsfreunde die gestellte Aufgabe nicht zu hoch, die Arbeit nicht zu gross, die Bedeutung des Erfolges nicht zu niedrig ansehen! Frisch ans Werk! Wo viele Kräfte sinnvoll walten, da muss sich ein Gebild gestalten!

Gelehrten-dünkel, verletzte Eitelkeit, Gewohnheit, Unkenntnis des Gegenstandes, Rauf- und Spottsucht, Roh- und Bosheit setzen der Neuorthographie vielfach einen Hemmschuh entgegen. Ihre Einführung kann nur auf dem Wege einer Staatsverordnung erfolgen, muss aber bis zu diesem Zeitpunkte unermüdlich von Orthographie-Vereinen und Einzelnen durch Wort, Schrift und einer sog. Übergangs-Orthographie angestrebt werden.

V. Praktische Anwendung der Uebergangs- und Neu-Orthographie.

„Lang ist der Weg durch Lehren, kurz und wirksam durch Beispiele.“ (Seneca † 65 nach Chr.) Das erste Exempel veranschaulicht die Übergangs-, das zweite die Neuorthographie.

Vorher sei noch ausdrücklich bemerkt, dass ich bei Berücksichtigung des Satzes: „Schreibe, wie du richtig sprichst“ meine Aussprache keineswegs als eine muster-gültige, durchaus unantastbare hingestellt haben will. Irren ist menschlich!

1. Di geprelten scharfschützen.

Am 23. april brach aus der schmogulezer forst im kreise Wongrowiz ein rudel hirsche aus, um auf den benachbarten nezzewisen zu äßen. Da di torfmore fon dem andauernden regen folständig durchweicht waren,

brachen di tire ein unt konten sich nur mit müe fortbewegen. Als si entlich in di näe der koloni Fridrichshorst angelankt waren, bliben zwei fon inen im more stekken, so das si mit leichter müe eingefangen unt in den stal eines kolonisten untergebracht wurden. Den übrigen gelank es, festen boden zu gewinnen, unt sich dafon zu machen. Etwa eine stunde später wurde einer der entkommenen hirsche, der folständig apgehezt war unt zusammenzubrechen drote, auf der neztaler feltmark ebenfalls eingefangen unt dem dortigen jaktinhaber, dem banhofs-restauratör f K., überbracht, der das tir an einer halfter in seinem stale festlëkte. Herr f. K., ein gewaltiger jäger for dem hern, untersuchte das tir unt fant balt heraus, das es blint sei, welche warnemunk auch noch fon dem dort zufällig anwesenden kreistir-arzt aus Nakel bestäticht unt auf ferlangen bescheinicht wurde. Auf grunt dises scheines wurde hern f. K. fom landrate di erlaupnis erteilt, das tir trotz der schonzeit zu töten, damit es nicht unbefukten in di hände falle.

Fon diser erlaupnis beschlos der nummerige eigentümer des edel-wildes auch gebrauch zu machen; dasfelbe solte aber nicht wi ein gewöhnliches fi apgeschlachtet, sondern weitgerecht geschossen werden. Bereits am andern formittak fanden sich merere bekante des f. K., in dessen restaurazjon ein, um der erlejunk des hirsches beizuwonen. Unter inen befanden sich auch zwei herren, der besizzer Otto Teske aus Eichfelde unt der früere posthalter Bordt in Neztal, welchen — der letztere stant nae for der fermälunksfeierlichkeit seiner tochter — es ganz gelegen kam, nach forangegangenem einfernemen mit hern f. K., einen für di damalige zeit euserst raren hochzeitsbraten erhalten zu können. Ganze batterien fon gläsern edlen gerstenaftes unt einige flaschen noch edlern rebenblutes wurden im fornherein auf disen unerwarteten schmaus gelert unt in zimlich fideler stimmunk zök man

nach ein par stunden, das edle opfertir, fon einem knappen geführt, foran, auf das nae gelegene mit strauchwerk bestandene gartenfelt, wo der meisterschus getan werden solte.

In weiser forrausfezzung hatte her f. K., der den hirsch felpst aufs korn nemen wolte, sich noch einen adjunkten, hern f. Z. mitgenommen, der gleichfals als scharfer schüzze bekant ist. An ort unt stelle angelankt, wurde das blinde tir in einiger entfernunk mit der halfter freigelassen, worauf dann her f. K. den ersten schus auf daselbe apgap. Op nun der schus felgegangen oder das tir nur ser unerheplich ferlezt war, kurz, es brach nicht zusammen, sondern suchte das weite; da — noch zur rechten zeit krachte wider ein schus, dismal aber aus der büxxe des hern fon Z., aber o graus! — das tir fil auch jezt noch nicht, sondern beschleunichte seinen lauf unt nam trotz der blintheit zwei schosengräben, di es passiren muste, in elegantem bogen.

Her Teske setzte dem tire bis zu dem etwa eine firtel meile entfernten walde nach, doch eingeholt hat er es nimmer. Di ferduzten gesichter der hern schüzzen kan man sich leicht forstellen; dieselben sollen iren erger durch weitere batterien edlen getränkes echt weitmännlich heruntergespilt haben.

Das „Bromberger Tageblatt“, welches dise jaktgeschichte in der beilage fom 1. mei 1890 mitteitlt, schlist den bericht mit folgendem poem:

„Ach, wer befreit mich fon der halfter balde?“
So denkt der hirsch nun in dem freien walde.
„Hat mich ferlassen auch des auges kraft,
Hat glük mich in den grünen walt gebracht.
Ja, mein instinkt hat mich herausgerissen,
Sonst wär ich jezt ein fetter hochzeitsbissen.“

2. Lerer Juljus Püschel.

Der panſjonirte*), greiſe lerer Juljus Püſchel in Grünberk, der lerervelt als der „alte unterm nusbaum“ bekant, iſt naſi jarelaſſen, ſveren leiden zur evigen rue eingegaſſen. Der ferſtorbene vār ein ſonderliſk, vi er nūr ſelten zu finden iſt. Di aüſere erſeinuſk ſōn bekundete das: der bārt reiſte bis tīf auf di brust hinap, unt laſk valte das ſilberveise hār auf dem rücken nider, ſo das er auſ den beinamen Rübezāl hatte, zumāl er mitunter fūsreiſen im Riſengebirge maſte unt dort aufſeen errēkte. Püſchel hat ni gerauſt, keinen tropfen bīr, keinen ſnaps bis zum 70. lebensjār, auſ keinen tropfen vein über ſeine lippen gebraſt. Es kliſt ſīr unglaupliſ, das er einst in einem brīfe an den unterriſtsminister Mühler ſrīp: „Her minister, iſi bin noſi ni betruſken geveſen, können Si das auſi ſon Siſi ſagen?“ (Vem fālt hier niſt das līt ſon Mühler: „Grāt aus dem virtshaus da kom iſi heraus“ ein?) Diſer brīf trūk im eine diſziplinār-unterſuſuſk ein. Püſchel hatte eine eigene ortografi: „ß“ unt „č“ kante er niſt. Im jare 1862 vākte er es, könīſi Vilhelm I. zu ſreiben, er ſolle Bismarck entlaſſen. Di toſter Püſchels muſte dem könīſi den brīf eigenhändiſi überreiſen: es gelaſk ir diſ auch, veil ſi aus furſt fōr der angedroten ſtraſe des faters ſiſi zu einer liſt bekvemen†) muſte. Püſchel beſäftichte ſiſi überhaupt eifriſi mit politik: er ferfaſte einen „offenen brīf an Windhorſt“ unt eine „pedīzjon an den reiſſtak“ im jare 1886, in velcher er den reiſſtak erſūſte, dahin virken zu mögen, das der keiſer den krōnprinzen zum mitregenten ernenne. Beſondere erfolge erzīlte er als muſiklerer. Auſi ſeine ſōne varen eifrige muſiker. Als ſein līpliſksōn im deutſ-franzōſiſen krige

*) Über „ſ“ vergl. S. 12.

†) „beqemen.“

štārp, hat fon jener zeit an tifer grām das herz des alten mannes erfüllt, der trotz aller vunderlikkeiten firzif jare gevissenhaft unt karakterfest als lerer gedint hat.

VI. Die Neu-Orthographie im Gegensatz zur alten.

Da die Neu-Orthographie auf systematischer Richtigkeit und Wahrheit basiert und ihrer Folgerichtigkeit wegen den Namen einer wissenschaftlichen verdient, so kann sich die unkonsequente Alt-Orthographie mit ihr in keiner Weise messen.

Die alte Rechtschreibung besitzt für ein und denselben Laut mehrere Zeichen (f, ph, v), weist verschiedenen Lauten denselben Buchstaben zu (c für k und z) und stellt mitunter zur Bezeichnung einfacher Laute mehrere Zeichen zusammen (sch), während sich in der Neu-Orthographie Laute und Buchstaben decken.

Regellos wird gegenwärtig die Vokallänge auf sieben- die -kürze auf vierfache Art bezeichnet. Bei der Neu-Orthographie genügt zur Andeutung der Vokalquantität — unter Anwendung des Längenstriches bei Ausnahmen — die Berücksichtigung der höchst einfachen Regel über die offenen und geschlossenen Silben.

Unkonsequent stellt ferner die jetzige Schreibweise gleichlautende Wörter verschiedener Bedeutung zur Begriffsunterscheidung durch Einschaltung von Dehnungszeichen, durch Konsonanten- und Vokalabweichungen ungleichartig dar, lässt hingegen oft bei ähnlich klingenden Wörtern keinen Unterschied in der Schrift hervortreten. Die Neu-Orthographie klammert sich lediglich an den Lautgehalt, indem sie die Homonymen einander gleich, die ähnlich klingenden Wörter abweichend von einander darstellt.

Ebenfalls unkonsequent wird gegenwärtig das etymo-

logisch-historische Prinzip betont, wogegen die Neu-Orthographie ohne Rücksicht auf Abstammung und geschichtliche Entwicklung des Wortes den Buchstaben an der Stelle gebraucht, wo man den ihm entsprechenden Laut hört.

Die Alt-Orthographie schaltet ferner unnötiger Weise inlautend das *h* an Stellen ein, um ein Verschmelzen der Vokale zu verhindern; die Neu-Orthographie hält sich von diesem Vorwurf frei.

Durch die Einschaltung unnötiger Zeichen und den Gebrauch unzweckmässiger Buchstaben verdunkelt die jetzige Rechtschreibung die richtige Aussprache, während aus der Schreibart der Neu-Orthographie noch nach Jahrhunderten der Standpunkt der gegenwärtigen Lautentwicklung leicht und sicher zu erkennen sein wird.

Die Regeln über die Anwendung der Gross- und Kleinbuchstaben sind für eine Volksothographie zu hoch bemessen und verfehlen infolgedessen ihren Zweck, während nach der Neu-Orthographie auch dem einfachen Manne die Möglichkeit geboten ist, sich vor diesbezüglichen Fehlern zu wahren.

Als Siegerin geht die Neu-Orthographie auch in den Fragen über die Schreibart der Fremdwörter, die Anwendung des Bindestrichs, das Zusammenschreiben und die Silbenbrechung hervor.

Während sich die Alt-Orthographie hauptsächlich der Frakturschrift und nur nebenbei der Antiqua bedient, wendet die Neu-Orthographie ausschliesslich die letztere Schreibart an und entlastet dadurch den Schulunterricht, ganz abgesehen von andern Vorteilen.

Schliesslich sei noch auf den ökonomischen Gewinn der Neu-Orthographie hingewiesen. Sie spart Zeit, Kraft, Tinte, Papier, Thränen und Galle.

Die unkonsequente, mit nutzlosen Buchstaben beladene und daher schwer erlernbare alte Orthographie

bildet ein drückendes Kreuz. Keine Regeln, sondern nur das in andern Disciplinen verpönte mechanische Auswendiglernen, sowie zeitraubende, nie endende Übungen führen zu ihrer Erfassung. Die Einführung der folgerichtigen und leicht erlernbaren Neu-Orthographie würde daher eine nationale Wohlthat sein.

VII. Die Schreibschrift der Neu-Orthographie.

1. Vorbemerkung.

Wenngleich der Orthographie nicht das Recht zusteht, über die kalligraphische Form der Buchstaben Entscheidungen zu treffen, so seien dennoch an dieser Stelle die beiden Grundsätze aufgestellt, dass 1. die Buchstaben einfach und deutlich sein müssen und 2. Schreib- und Druckschrift, Gross- und Kleinbuchstaben sich nach Möglichkeit gleichen sollen.

Im Hinblick hierauf gebrauchen die Anhänger des allg. Vereins für vereinfachte Rechtschreibung nachstehendes Alphabet. Sie unterscheiden die Vokale durch die Grösse und die Konsonanten neben dieser noch durch einen Vorderbogen. Über die veränderte Form von ä, ö, ü wird von ihnen bemerkt, dass die mannigfaltigsten von Vereinsgenossen und Freunden angestellten Versuche bessere Formen dafür aufzufinden, im Laufe von 10 Jahren erfolglos geblieben seien und diese Buchstaben wohl als die zweckmässigsten angesehen werden dürften; sie seien einfach, deutlich, entsprächen dem Charakter des lateinischen Alphabets und stimmten mit den betreffenden Lauten insofern überein, als sie nur Abänderungen der Form, nicht selbständige Formen wären.

2. Das Alphabet.

a a b d e f g h h i j
A A B D E F G H h I j
ķ k l m n o o p r f s
Ĵ K L M N O O P R f S
s t u u v x z
S T U U V X Z

3. Probeschrift.

„Di sprake ist niht fur di ge-
 lerten unt etimologen, unt wen
 das ganze geslecht der etimologen
 in der tat durh eine ortografire-
 form zu grunde ginge, so hoffe
 ih, das si for allen freudig bereit
 sein werden, sih fur eine so gute
 sakhe zu opfern.“ (Prof. Max
 Muller.)

VIII. Geschichte der Reformbewegung.

1. Erste Reaction.

Wie ein Blick auf die Schrift unserer Muttersprache lehrt, war dieselbe im Mittelalter bis etwa zum Interregnum eine ziemlich rein phonetische, sank dann aber immer mehr und mehr herab, bis sie im 16. und 17. Jahrhundert in die regelloseste Willkür ausartete.

Obgleich die Gegenwirkung schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit dem Hallenser Rektor Freyer und mit Gottsched (1700—66) begann, sich in Adelung (1734—1806), Campe (1746—1818), Heyse (1764—1828) fortsetzte, musste sich dieselbe doch — so lange es weder eine allg. Sprachwissenschaft, noch eine wahrhaft wissenschaftliche deutsche Sprachforschung gab — auf das rein empirische Bemühen beschränken und von gewissen willkürlich gewählten Gesichtspunkten aus Ordnung und Übersicht in das Chaos bringen. Der Erfolg dieses Bemühens darf hier nicht unterschätzt werden, denn ihm verdanken wir es, dass sich, wenn auch allmählich, eine etwas grössere Übereinstimmung und Einfachheit in der deutschen Orthographie Bahn gebrochen hat, was jeder vergleichende Blick auf Schrift- und Druckwerke des vorigen Jahrhunderts bezeugt. Nur die volle Erkenntnis von dem, was unserer allgemein bemängelten Orthographie eigentlich im letzten Grunde fehle und wie ihr nachdrücklich abzuhelpen sei, konnte von der Seite nicht kommen.

2. Zweite Reaction.

(Historiker und Phonetiker)

Als in unserm Jahrhundert — vorbereitet durch das Interesse der Schweizer Bodmer und Breitinger, sowie Klopstocks und einiger seiner Anhänger, noch mehr aber

der romantischen Dichterschule für die Dichtungen des Mittelalters — in Jakob Grimm (1785—1863) der Begründer einer deutschen Sprachwissenschaft auf Grund geschichtlicher Erforschung der inneren Entwicklung der deutschen Sprache und ihres Zusammenhangs mit den übrigen Zweigen der indogermanischen Ursprache erstand, schien für die deutsche Sprache und Schrift ein neues Licht aufzugehen. Im engen Kreis der Jünger dieser neuen Wissenschaft musste sich das Interesse sehr bald auch dem unvollkommenen Zustand der deutschen Rechtschreibung zuwenden. Doch verlangte Grimm beim Reformieren ein massvolles Vorgehen, keine gewaltsame Verbesserung von Grund aus. Seine ersten Forderungen erstreckten sich auf die Verbannung der Majuskel vom Anlaut der Dingwörter, die Verteilung der Zeichen ss und ß nach der Eymologie und die Anwendung der Antiqua. Für jede orthographische Änderung verlangte er aber einen geschichtlichen Grund, und so tauchte hier zum ersten Mal das Princip der historischen Schreibweise auf.

Weit entschiedener als der Altmeister gingen seine Nachfolger, die Glieder der historischen Schule vor. Philipp Wackernagel, dem sich im Laufe der fünfziger Jahre Weinhold, Möller, Andresen, Hoffmann und Zacher anschlossen, forderte als erster eine Orthographie-Umgestaltung nach historischen Grundsätzen, welcher Weinhold durch die wahrhaft bestechende Kraft seiner Beweisführung festen Grund und Boden verschaffte, so dass es in den nächsten Jahren wirklich unmöglich war, einen stichhaltigen Einwand dagegen zu erheben. Die hauptsächlichsten Forderungen der Historiker sind folgende:

- a) Verteilung der Zeichen ß und ss nach der Lautentstehung, ob aus ursprünglichem t oder s, für welche im jetzigen Zustand oft nur der vergleichende Hinblick auf das zur Volksmundart

herabgesunkene Nieder- oder Plattdeutsche die erforderlichen Merkmale darbietet; grot = groß, hûs = Haus, dût = dieß, dat = daß, aber wis = gewis etc.

- b) Erhaltung der organischen ie und h: Dienstag, Stahl (mhd. tiestac, stahel); dagegen: Fridhof, Stral (mhd. vrîthof, strâle).
- c) Ersetzung der unorganischen ü und ö durch die organischen i und e: Hilfe, Wirde, schepfen, Lewe (mhd. helfe, wurde, schephen lewe).
- d) Etymologische Verteilung des ä und e: wänen, Hende (mhd. waenen, hende).
- e) Gebrauch des ei und ai, ersteres für das aus mhd. î, letzteres für das aus mhd. ei entstandene ei: Kraiße neben Leip (kreiz, lîp).

Dr. Müller geht noch weiter, indem er sich nicht einmal mit den altdutschen Lautgesetzen begnügt, sondern, wo diese nicht ausreichen, auf den ganzen Zirkel der germanischen, ja selbst der urverwandten Sprachen zurückblickt und beispielsweise Aal, dem sanskritischen ahi entsprechend, mit einem h geschrieben wissen will. Gehen manche Historiker nicht so weit, so liegt dieses an den mancherlei, einer praktischen Durchführung entgegenstehenden Hindernissen, keineswegs am guten Willen. Im Princip sind alle einig.

„Man könnte annehmen, dass die Historiker bei Aufstellung ihrer Schreibung keine andere Absicht gehabt hätten, als der Sprache ein gewisses historisches Gepräge zu geben, darzustellen, wie gewisse Wörter an den Stellen, wo sie jetzt einen und denselben Laut darbieten, ehemals verschiedene Laute besessen haben, dass die deutsche Schrift wie das Englische ein Bild der früheren Lautperiode darbieten, aus unserer überwiegend phonetischen Schreibung eine historische geschaffen werden solle.“ Frühere Ausführungen haben uns nun gezeigt, wie eine

historische Schreibweise entsteht: durch das Zurückbleiben der Schrift hinter der sich stetig weiter entwickelnden Aussprache hervorgerufen wird. So haben auch die englische Orthographie nicht Grammatiker, sondern Schrifterstarrungen bei vorangeeilter Lautentwicklung geschaffen. Unsere Orthographie hat sich aber mehr der fortschreitenden Aussprache angepasst, und es wäre ein unhistorisches Verfahren, wenn wir nachträglich eine geschichtliche Schreibweise einzuführen versuchten.

Allerdings bietet eine historische Schreibart gewisse Vorteile dar. „So ist es z. B. höchst interessant, dem englischen knight sogleich die Verwandtschaft mit dem deutschen Knecht anzusehen, was die Aussprache „neit“ nicht vermocht hätte. Ebenso interessant ist es, durch die Schreibung Helle sogleich auf den Zusammenhang dieses Wortes mit helen, Helm etc. geführt zu werden. Diese historische Schreibweise hat aber nur für Sprachgelehrte, welche die ältern Sprachen kennen, einen Wert, während sie dem Laien das Orthographiekreuz noch um vieles erschwert, da er die vielfachen Abweichungen der Schrift von seiner Aussprache rein mechanisch erlernen müsste, was seinem Gedächtnisse doch zu viel zuzumuten hiesse. Im Interesse der Orthographie können die Lehrer unserer Volksschulen der karg zugemessenen Zeit wegen doch unmöglich mit ihren Schülern historische Grammatik treiben, die unter Umständen bis ins Gotische hinaufreichen müsste. Schule und praktisches Leben müssen sich also gegen eine Orthographie-Reform nach historischem Prinzipie entschieden verwahren.

Teilweise geht das Bestreben der Historiker noch weiter. Sie erstreben nicht nur eine geschichtliche Schreibung, sondern zugleich und durch diese auch eine etymologische Zurückgestaltung unserer Muttersprache, so dass sie beispielsweise inskünftige nicht nur Schepfer (statt Schöpfer) schreiben, sondern auch sprechen

wollen. Die durch Luther zur nhd. Schriftsprache erhobene Sprache der kaiserlichen Kanzlei erscheint ihnen als ein künstlich komponiertes und meist unsinnig zusammengepropftes und verschnittenes oder verranktes Topfgewächs, das auf grund der genauesten Kunde deutscher Grammatik und Sprachgeschichte der Reinigung bedarf.

Solche Ansicht lässt aber den weitesten Spielraum. Wo soll die Grenze sein? Beschränken sich zwar einige Reformer zunächst auf die Laute, indem sie Lewe, ergetzen, Wirde, Liecht, eräugnen, Sintflut etc. schreiben, so verlangt doch Ph. Wackernagel auch die Schreib- und Sprechart von ouf statt auf, und wodurch könnte jemand abgehalten werden nach mhd. Weise Argwan, ane, Mane, Bülz — statt Argwohn, ohne, Mond, Pilz — zu schreiben und zu sprechen? Einem andern dürfte es einfallen, seine bessernde Hand auch an die Flexionen zu legen und Formen wie „die Wort, ich gibe, die Hirte, der Zungen“ (statt die Worte, ich gebe, die Hirten, der Zunge) wiederherzustellen? Und wer könnte uns zwingen, das Mhd. des 13. Jahrhunderts als das Mustergültige anzusehen, uns abhalten, wie Clement auf das Friesische oder gar wie Möller auf die indogermanische Ursprache zurückzugehen und nur in letzterer eine wahrhaft musterhafte Form anzuerkennen?

Doch auch unsere Litteraturschätze gestatten keine Umbildung der Schriftsprache. Mit ihr würden die Meisterwerke eines Göthe, Schiller, Lessing, die herrlichsten Schätze des deutschen Volkes, in die Rumpelkammer wandern.

Eine Neugestaltung unserer Orthographie nach historischem Prinzipie bringt uns also keinen Gewinn, sondern nur bedeutenden Nachteil und ist darum entschieden abzuweisen.

Den Historikern stehen die Phonetiker gegenüber.

Als Jakob Grimm die Herstellung einer einheitlichen und würdigen deutschen Rechtschreibung als eine nationale Pflicht bezeichnet und ihre Verwirklichung in enge Beziehung zu der erhofften Einigung Deutschlands gesetzt hatte, war damit eine förmliche „orthographische Frage“ angeregt worden. Keineswegs nämlich fanden die Vorschläge Grimms und seiner Anhänger allgemeine Zustimmung. Neben den unbedingten Anhängern des Hergebrachten, wie Dr. Sanders-Altstrehlitz, traten ihnen vielmehr aus der Mitte der eigenen Mitarbeiter in der historischen Sprachforschung Stimmen entgegen, welche die Reform der Orthographie zwar als notwendig anerkannten, aber dieselbe nicht nach historischen, sondern nach den inzwischen ebenfalls von der Physiologie wissenschaftlich vertieften phonetischen Grundsätzen vollzogen wissen wollten.

In einigen Punkten, beispw. im Weglassen der Dehnungszeichen, vereinigen sich die Forderungen der Historiker mit denen der Phonetiker. Jedoch wäre es falsch, wenn man aus diesem zufälligen Zusammentreffen auf eine prinzipielle Einigung schliessen wollte, da die Historiker diese und andere Vereinfachungen nicht der genauen Aussprache-Bezeichnung, sondern des mhd. Gebrauches wegen zulassen. Keineswegs wird dadurch die Kluft zwischen den Grundsätzen beider Parteien verengt.

Dass die Historiker die fonetische Aufgabe der Schrift, welche ihnen das Mhd. doch so nahe legt, gar nicht berühren, hat seinen Grund in der irrigen Ansicht, dass es keine nhd. Umgangssprache gäbe, die Aussprache nach Zeit und Ort schwanke, die Schrift also niemals fonetische Rücksichten verfolgen könne. Sobald sie es thäte, meinen sie, wäre jeder Schriftsteller berechtigt, nach der Mundart seiner Heimat zu schreiben, wodurch er aber gleichzeitig die gemeinsame Schriftsprache untergraben würde.

Damit solches unterbleibe, sei eine sichere Basis notwendig, und diese könne nur in der Beobachtung des historischen Entwicklungsganges unserer Sprache liegen, die Rechtschreibung also nur auf den geschichtlichen Lautgesetzen beruhen.

Hatten sich nun vor Weinhold Freunde und Gegner stumm gebeugt, so ist es das Verdienst Rudolf v. Raumers, den Bann, welcher die Orthographen belastete, gelöst zu haben, indem er in einer ganzen Reihe von Abhandlungen den Historikern schlagend ihre Verirrung, packend das Unberechtigte und Schädliche ihrer Schreibweise, überzeugend das Vorhandensein einer nhd. Schriftsprache und dadurch die Möglichkeit sowie wissenschaftliche Berechtigung einer phonetischen Rechtschreibung, die gleichzeitig den Ansprüchen des praktischen Lebens entspricht, nachwies. Er legte klar, dass unsere Rechtschreibung in den meisten Punkten übereinstimmend und im Princip richtig sei, d. h. die Aussprache der Gebildeten durch Schriftzeichen wiederzugeben sich stets bemüht habe, wenngleich sie weder einen vollständigen Abschluss, noch folgerichtige Durchführung ihres Principes und glückliche Verwendung ihrer Mittel zeige. Der erste Umstand mache weitere Feststellungen notwendig, der zweite erwecke den Wunsch nach zweckmässigen Änderungen, welche sich dem Grundcharakter unserer bisherigen Orthographie, d. h. der Forderung, Schrift und Aussprache möglichst in Übereinstimmung zu bringen, anzuschliessen und sich dabei der einfachsten Mittel zu bedienen hätten. Dabei empfiehlt Raumer massvolle und behutsame Änderungen, damit die vorhandene Übereinstimmung der deutschen Rechtschreibung nicht gefährdet werde, und zieht daher selbst eine minder gute Orthographie der vollkommeneren vor, sofern nur ganz Deutschland beitrifft. Er verlangte gegenüber dem lebhaften Eifer der historischen Schule eine Reinigung der deutschen Orthographie von

undützen Zuthaten und Zurückführung derselben zur thunlichsten phonetischen Einfachheit unter schonender Berücksichtigung nicht sowohl des in der Vorzeit gewesenen als des geschichtlich gewordenen Zustandes, und seine Forderung hatte bald die Mehrheit der kompetenten Stimmen für sich gewonnen, wenngleich über das Mass der wünschenswerten und zulässigen Änderungen die Meinungen auch innerhalb der phonetischen Schule weit auseinander gingen.

Alle seit 1855 der phonetischen Richtung huldigenden Orthographen — Rumpelt, M. A. Becker, Prof. Wilh. Scherer, Bucher u. a. — halten an Raumers Grundsätzen fest, wobei Prof. Michaelis—Berlin und Theodor Vernaleken—Wien insofern eine etwas eigentümliche Stellung einnehmen, als ihre Ansicht in dem Satze gipfelt: „Die Aussprache gilt viel, die Abstammung etwas.“

Heutzutage ist es nicht mehr zweifelhaft, ob den Historikern oder Phonetikern der Sieg zufallen wird. Während die ersteren immer mehr und mehr zurückgedrängt werden, kaum noch einige schwache Anstrengungen wagen, um ihr Gebiet zu behaupten, gelangen die Grundsätze der letztern bei Sprachgelehrten, in Lehrerkreisen und im Volke zu immer allgemeinerer Anerkennung und weiterer Verbreitung.

3. Die orthographische Konferenz in Berlin 1876.

Nachdem die orthographische Frage durch die Historiker und Phonetiker einmal in Fluss gekommen war, konnte es nicht fehlen, dass bald auch Hand angelegt und in grössern oder kleineren Kreisen die verschiedensten Neuerungen in praktische Anwendung gebracht wurden. Glücklicher, wenn dies noch in einzelnen Staaten des deutschen Bundes, wie Hannover (1855, 1858) und Würtemberg (1861), von Amtswegen mit allgemeiner

Gültigkeit für die Schulen oder doch von einflussreichen Vereinen, wie 1857 von mehreren Leipziger Lehrerkollegien und 1871 vom Berliner Lehrerverein, ins Werk gesetzt wurde. Meist waren es viel kleinere Kreise, innerhalb deren man sich zu gleichmässigem Verfahren vereinigte; ja, es drohte dahin zu kommen, dass jede Schule, jede Zeitschrift, jede Verlagshandlung ihre eigene Rechtschreibung befolgte, wenn nicht gar jeder einzelne Lehrer und Gelehrte noch für seine Klasse, seine Schriften oder Aufsätze das Recht orthographischer Autonomie in Anspruch nahm.

Diese Willkür und die in ihrem Gefolge hereinbrechende allgemeine Unsicherheit der Orthographie weckte den Ruf nach einheitlicher amtlicher Regelung der Angelegenheit. Besonders seit der Herstellung des Deutschen Reiches 1870 und 71 glaubte man an die Möglichkeit einer solchen, und namentlich in der Lehrerwelt, welche zunächst unter der Zerfahrenheit des gegenwärtigen Zustandes litt, hoffte man die Weissagung J. Grimms erfüllt zu sehen: „Wenn neues politisches Heil über uns aufgeht, so steht zu erwarten, dass das Werk auch eine neue Orthographie heranzuführen wird, die im zerrissenen und ermatteten Deutschland nichts bewerkstelligen konnte.“ Auf einer Versammlung von Abgeordneten der deutschen Schulverwaltungen in Dresden (1872) fand diese Hoffnung, die freilich nicht auf eine Reform im Grimmschen Sinne, sondern auf eine Regelung nach R. v. Raumers Grundsätzen gerichtet war, amtlichen Ausdruck in dem Antrag, dass die königlich preussische Staatsregierung die Angelegenheit in die Hand nehmen und die einheitliche Regelung der deutschen Rechtschreibung zunächst für den unterrichtlichen Gebrauch auf dem Weg kommissarischer Beratung anbahnen wolle. Der preussische Unterrichts-Minister Falk setzte sich sofort mit den deutschen Regierungen in Verbindung und

veranlasste dann zunächst die Ausarbeitung geeigneter Vorlagen durch R. v. Raumer. Nachdem diese in den beiden Schriftchen: „Regeln und Wörterverzeichnis für deutsche Orthographie“ und „Zur Begründung etc.“ fertig gestellt waren, wurde eine Kommission von 14 Mitgliedern berufen, welche der Unterrichtsverwaltung, der Universität, dem höhern Schulwesen, dem Buchhandel und Buchdruck angehörten. Neben R. v. Raumer selbst gehörten von bekannten Namen Dr. Sanders aus Strehlitz und W. Scherer aus Strassburg, Imelmann aus Berlin, W. Wilmanns aus Greifswald, Konr. Duden aus Greiz, K. Bartsch aus Heidelberg der Konferenz an, welche vom 4. bis zum 15. Januar 1876 in Berlin tagte.

Die Verständigung unter den Mitgliedern wurde durch den Umstand erschwert, dass R. v. Raumer selbst in den beiden genannten Schriften zwei verschiedene Vorschläge vorlegte. Er selbst schreibt: „Ich habe mich in den Regeln und dem Wörterverzeichnis möglichst an die herkömmliche Orthographie angeschlossen und nur an einzelnen schadhaften Stellen zu bessern gesucht. In der hier folgenden Begründung dagegen habe ich hin und wieder darauf hingewiesen, welchen Weg wir einzuschlagen haben würden, wenn wir, und zwar gleich jetzt, in der Umwandlung unserer Schreibweise noch weiter gehende Schritte thun wollten. Was uns zu solchen Schritten vor allem auffordert, ist die Betrachtung, dass jede Vereinfachung unserer Orthographie, die das Richtige trifft, zugleich eine Erleichterung des so mühseligen orthographischen Unterrichts ist.“

Zu beiden Seiten einer gemässigten Mitte waren in der Kommission zwei stärker ausgeprägte Richtungen vertreten. Sanders, Scherer u. a. sahen als Aufgabe der Kommission ausschliesslich einheitliche Feststellung der Schreibweise an und betrachteten schon die Raumer'schen Verbesserungs-Vorschläge in den „Regeln“ als

die äusserste Grenze, bis zu welcher etwaige Änderungen ausgedehnt werden dürften. Dem gegenüber glaubten Gymnasialdirektor Duden und Bertram, der die Waisenbuchhandlung in Halle vertrat, dass die Nation nicht bloß eine einheitliche Fixierung des Überlieferten, sondern wesentliche Verbesserung der Orthographie erwarte. Unter diesen Umständen bildeten die weitergehenden eventuellen Vorschläge Raumers in der „Begründung“ ungefähr die Mitte, in welcher die streitenden Meinungen sich begegneten, und wirklich liefen die Beschlüsse der Konferenz im wesentlichen auf Annahme dieser Vorschläge hinaus.

In den einzelnen Bestimmungen, denn auch auf einzelnes hat man sich eingelassen, finden sich manche Inkonsequenzen und Widersprüche, welche die Entstehung derselben aus Kompromissen und Mehrheitsbeschlüssen deutlich verraten, so dass nur die Ökonomie die Tilgung einiger wertloser Buchstaben dankend anerkennen, die Pädagogik hingegen die Einführung derselben als Nationalunheil bezeichnen müsste. Von der Konferenz ist weder die Antiqua zur Schulschrift erhoben — obgleich sich für dieselbe 10 gegen 4 Stimmen aussprachen —, noch die Zahl der Regeln verringert, weder Konsequenz, noch Einfachheit erreicht worden. Didaktisch könnte sie uns — den künftigen Schülern keine Erleichterung, den Erwachsenen der Gegenwart Mühe und Last bietend — keinen Schritt vorwärts bringen, weil das dabei nötig werdende Umlernen fast ebensoviel Zeit wie das Erlernen der Orthographie in der Kindheit beanspruchen würde.

„Gesetzt, Jemand will sich die Konferenz-Orthographie aneignen; — was hat er da zu bedenken? Zunächst, dass viele Dehnungsbuchstaben abgeschafft sind. Viele. Also manche sind doch geblieben. Aber welche? Das ist nicht zu wissen, denn es giebt kein konsequent durchgeführtes Gesetz darüber, sondern wir müssen es lernen . . .

Die Dehnung des a durch h vor n wird getilgt, also Ban, Han, anen etc., aber nicht in Ahn und fahnden, obgleich Bahn und Ahn lautlich vollkommen gleich stehen.“ Zäre und Mähre, faren und wahren, Jar und wahr bilden reine Reime, und ich frage: wo ist bei solcher Schreibart ein Anhalt oder selbst nur eine Gedächtnisstütze zu finden? Das von der Konferenz anerkannte Gesetz, Begriffsunterscheidungen habe nur der Laut zu machen, die Schrift dagegen keinen andern Beruf, als den, denselben zu decken, wird in einigen Fällen (wider, Mine) angewandt, bei andern aber (Lied und Lid, Fieber und Fiber) durch Nichtbeachtung wieder wirkungslos gemacht. So muss jedes einzelne Wort besonders eingeübt werden, weil keine umfassende Richtschnur die Auffassung des Abgeänderten erleichtert. Sind auch die meisten Wortbilder unverändert geblieben, so wissen wir doch nicht welche.

Die Konferenz-Mitglieder waren wissenschaftlich hochgebildete Männer, aber verschiedener Ansicht, so dass nicht die Wissenschaft, sondern die Abstimmung entschied, wobei manches Richtige einfach überstimmt wurde. Wenn die Herren heute zusammenkämen, sie müssten samt und sonders lachen, wie die Grossauguren des alten Rom gelächelt, wenn sie einander begegneten. Sie hatten keine einheitliche Grundlage und mussten doch etwas schreiben. Von vorne weg hätte man ihnen zurufen können: „Nur Mut, ihr Lieben, es wird schon — schief gehen!“

„Kurz, die Konferenz, auf welche man so lange verlangend und hoffend hingeblickt hatte, war ohne jedes klare Ergebnis verlaufen, und demgemäss war die Verhandlung über die orthographische Frage in der Presse und in der immer mehr anschwellenden kleinen Litteratur über dieselbe nachher ebenso vielstimmig wie vorher. Man war, zumal auch die deutschen Regierungen keine

Anstalt machten, auf Grund der Konferenz-Beratungen etwas Gemeinsames festzustellen, nur um einen neuen Vorschlag bereichert, von dem ersehnten Ziel der Einigung und Reinigung der deutschen Rechtschreibung aber weiter abgekommen als zuvor. Wer überdies noch nicht genugsam aus den Beschlüssen der Konferenz ersehen hatte, wie wenig sie aus einhelliger Verständigung der Mitglieder hervorgegangen waren, dem liess die Beteiligung der letzteren an der mit neuer Schärfe erwachenden Streitverhandlung, dem liess namentlich die scharfe Verurteilung des Konferenz-Ergebnisses von Seiten der Herren Sanders und Scherer im „Daheim“, der „Gegenwart“ etc. keinen Zweifel daran übrig, und diese Zwiespaltigkeit fiel um so schwerer ins Gewicht, als durch den Tod des Professors v. Raumer (30. April 1876) die versöhnende Mitte ihren Hauptvertreter unmittelbar nach der Konferenz verlor.“ (Sander).

4. Neuere Reform-Versuche.

So war aufs Neue der privaten Initiative Raum gegeben. Hier und da entstanden Vereine für deutsche Rechtschreibung, anderwärts verständigten sich Lehrervereine, Lehrerkollegien etc. auf eigene Hand über die in ihrem Kreis zu beachtende Schreibweise. Unter ersteren stellte sich der Verein für deutsche Rechtschreibung, unter Führung des seit Jahrzehnten für Vereinfachung der deutschen Schrift eifernden Professors Michaelis in Berlin 11. Oct. 1876 gegründet, im wesentlichen auf den Boden der Konferenz-Beschlüsse, deren allmähliche Weiterführung im phonetischen Sinne er als sein Programm aufstellte. Weit darüber hinaus nach der phonetischen Seite geht der „allg. Verein für vereinfachte Rechtschreibung“, über dessen leitende Grundsätze ich den Gründer und Leiter desselben, Dr. Frikke-Wiesbaden selbst reden lasse:

1. „Wir wollen eine verbesserte Rechtschreibung nach den Bedürfnissen des ganzen Volkes, nicht ein Schriftsystem für gelehrte Zwecke. Daher soll unsere Schreibung nur die Hauptlaute darstellen (solche, welche zum Begriffsausdrucke dienen), nicht alle vorhandenen Schattierungen, nicht alle Änderungen, welche die Laute beim Zusammentreffen im Fluss der Rede erleiden. Wir schreiben demnach z. B. ich wie ach mit ch, Quelle und Schwelle mit w (v), Enge und Enkel wie Ende mit n.
2. Wir befolgen die im Wesen aller Schreibung liegende Regel: Schreibe wie du richtig (dialektfrei) sprichst, und zwar für jeden Laut stets ein und dasselbe bestimmte Zeichen.
3. Wir wollen keine neue willkürlich ersonnene Rechtschreibung aufstellen, sondern die deutsche Hochsprache, deren Einheit wir unangetastet lassen, möglichst so schreiben, wie sie bisher geschrieben worden ist. Die alte Schreibung soll vereinfacht und verbessert werden mittels folgerichtiger Durchführung der Gesetze, welche sich bisher in der deutschen Rechtschreibung entwickelt haben.

Aus diesen Grundsätzen folgt:

- a) Gebrauch des Buchstabens da, wo man den ihm entsprechenden Laut hört; z. B. Korn, Kantor, Doktor, Kronik, Korāl, Kwelle, kokét (nicht k, c, ch, q, qu); Zelle, Konzil, Konzert, Nazion, marzialisch (nicht z, c, t) u. s. w. Dadurch kommen in Wegfall die Buchstaben c, y, ph, ß, rh, x, q und w.
- b) Fortfall jeder Konsonantenverdopplung in derselben Silbe und Fortfall aller Dehnungsbuchstaben. Statt dessen die Regel „betonte

offene Silbe hat stets langen Vokal“ (z. B. du, di, da, be-ten, bi-ten); geschlossene meist kurzen, z. B., um, dik, fet, hart, bet-ten, bit-ten; langer Vokal in geschlossener Silbe wird im Druck durch den Dehnungsstrich bezeichnet (z. B. fāt, ārt); beim Schreiben ist derselbe meist entbehrlich. — Der Silbenschluss (sol-len, bet-ten) ist nicht mit Verdopplung des Konsonanten zu verwechseln, denn die Konsonanten ll, tt, gehören nicht zu einander, sondern zu verschiedenen Silben, und sind notwendig, weil die erste Silbe sonst offen, also lang werden würde.

- c) Fortfall der grossen Anfangsbuchstaben (ausser im Satzanfang und bei Eigennamen).

In den wenigen Fällen, wo die richtige deutsche Aussprache noch streitig ist oder ihre Anerkennung auf erheblichen Widerstand stösst, behalten wir vorläufig die alte Schreibung ganz oder unter geringer Besserung bei. Wir schreiben daher 1. b und d im Auslaut (statt des lautrichtigen p und t), wenn den betreffenden Wörtern deutlich verwandte Formen mit inlautendem b und d zur Seite stehen; nur wenn dies nicht der Fall ist, p und t. Also hand, korb, obman, libst u. s. w., wegen hände, korbes, oben, liben; dagegen ap, ob, fint, irgend, öpst, hüps, erpse u. s. w. 2. stets g im Auslaut, z. B. berg, flugs, veg, der vĕg, weil der richtige Laut k noch nicht zu allgemeiner Geltung gekommen ist. 3. sp und st im Anlaut statt šp, št. 4. e und ä, z. B. Ende mit e, aber Bände mit ä wegen Band etc.

Rücksichtlich der Zähigkeit, mit welcher die grosse Mehrheit der Gebildeten am Gewohnten und Ererbten festhält, könnte man die Reform-Vorschläge utopisch finden; allein die vornehme Geringschätzung, mit der ihnen vielfach in wissenschaftlichen Kreisen begegnet

worden ist, verdienen sie keineswegs. Von der Gegenwart schon etwas mehr beachtet, werden sie ohne Zweifel ein Segen für die kommenden Geschlechter.

Michaelis und Frikkes Vorschläge fanden in jener Zeit wenig Gehör, vielmehr erlangte die konservative Strömung nach dem Scheitern der Konferenz das offene Übergewicht. Es schien, als ob der Versuch, welchen D. Sanders schon 1873 in seinen „Vorschlägen zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland“ begonnen, 1875 mit dem „orthographischen Wörterbuch oder alphabetischen Verzeichnis aller deutschen oder im Deutschen eingebürgerten Wörter mit schwieriger oder fraglicher Schreibweise in endgültiger (!) Feststellung“ fortgesetzt hatte, noch wirklich zur Geltung kommen sollte. Die bekannte buchhändlerische Firma Breitkopf und Härtel in Leipzig nämlich eignete sich, um doch endlich etwas Festes zu haben, worauf man fassen konnte, diesen Standpunkt (Festhalten des Überlieferten mit möglichster Verdeutlichung der einzelnen Wörter durch individuelle Merkzeichen) an und veranlasste ihn, ein „Hülfsbuch für Setzer und Druckberichtiger“ zu verfassen, welches alsbald von einer Reihe Drucker und Verleger als Norm angenommen wurde, an die sich Breitkopf und Härtel unterm 24. Sept. 1879 mit einem Rundschreiben gewandt hatten. Gestützt auf die Beitrittserklärungen, richteten diese 20. October 1879 an den preussischen Unterrichtsminister v. Puttkamer den Antrag, zu genehmigen oder womöglich vorzuschreiben, dass die Schulbücher diese Orthographie befolgten.

Inzwischen waren jedoch in Österreich (2. Aug. 1879) und in Bayern (21. Sept. 1879) amtliche Festsetzungen der Orthographie erfolgt, welche von preussischer Seite um so weniger übersehen werden durften, als sie mit ausgesprochener Rücksicht auf den thatsächlichen Zustand der Orthographie bei den preussischen Schulen

und, wenigstens die bayrische, nach vorgängiger grundsätzlicher Verständigung mit dem preussischen Unterrichtsminister erfolgt waren. Beide hatten die 1871 zum erstenmal erschienenen „Regeln und Wörterverzeichnis von Berliner Schulmännern“ und mittelbar die Arbeiten R. v. Raumers, auf denen letztere beruhten, zu Grunde gelegt und mit geringen Abweichungen den Schulen ihres Staatsgebiets als Norm vorgezeichnet. Der Minister v. Puttkamer konnte demnach, ohne die Kontinuität der ganzen Entwicklung zu verleugnen, auf die Breitskopf-Sanders'schen Anträge nicht mehr eingehen. Er sprach dies in seiner Erwiderung vom 12. Mai 1879 aus, indem er auf die Berliner, sowie auf die österreichischen und bayerischen Regeln als die Vorgänge hinwies, an welche er sich anschliessen zu müssen glaubte, um in möglichst weitem Umkreis „eine deutsche Orthographie zur Geltung zu bringen, welche in den gebildeten Kreisen ausserhalb der Schule niemand als fremdartig empfinden oder im eigenen Schriftgebrauch als fremdartig abzulehnen veranlasst sein dürfte.“ In der That folgte der entscheidende Schritt, den man hiernach erwarten durfte, baldigst nach. (Sander.)

5. Die preussischen Bestimmungen vom 21. Januar 1880.

Auf Veranlassung des Ministers v. Puttkamer wurde das Berliner Regelbuch von dem in der Zwischenzeit nach Bonn versetzten Professor Willmanns nochmals einer Durchsicht und Überarbeitung unterzogen, für welche engster Anschluss an die bayerische Redaktion von vornherein vorgeschrieben war. In ähnlicher Weise wurde das Wörterverzeichnis behandelt und darauf beides „noch andern Männern, welche, mit dem Gegenstand wissenschaftlich vertraut, zugleich das praktische Bedürfnis der

Schule aus Erfahrung kennen, zur Prüfung vorgelegt und dann in gemeinsamer Beratung der Text festgestellt.“ Die so entstandene Schrift „Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch in den preussischen Schulen“ wurde durch den Erlass des Ministers vom 21. Jan. 1880 zur Norm und Grundlage des orthographischen Unterrichts in allen preussischen Schulen vom Beginn des Schuljahres 1880|81 ab erklärt. Einzelne kleinere deutsche Staaten (Oldenburg, Reuss j. L., Weimar etc.) haben die preussischen Vorschriften dann einfach angenommen, andere grössere (Baden, Württemberg, Sachsen etc.) dagegen eigene Vorschriften erlassen.

Unter den vielen berechtigten Ausstellungen gegen die neue Orthographie sind besonders zwei zu erwähnen: die bestehenden Abweichungen unter den einzelnen Regierungen*) und der Mangel an Folgerichtigkeit des Verfahrens (cfr. Randbemerkung S. 82 u. 83.)

Die neue Orthographie ist ein unsicherer und halber Schritt, aber ein Schritt auf dem rechten Wege, ein Schritt der immerhin dem Ziele näher führt. In diesem Sinne sollten sie alle aufrichtigen Freunde einer verständigen orthographischen Reform dankbar, wenn auch nicht kritiklos annehmen, denn das Bessere darf nicht des Guten, nicht einmal des leidlich Erwünschten Feind sein.

*) Allerdings sind es nur wenige und nebensächliche Punkte, in denen sie von einander abweichen; aber um so eher hätte nun auch völlige Klarheit und Einheit in die Sache gebracht werden können. Zwar hatten die beiden beteiligten Minister v. Puttkamer und v. Lutz dem Vorstand des Börsenvereins der deutschen Buchhändler zu Leipzig versichert, dass es für die Zulässigkeit von Schulbüchern zum Gebrauch in den beiderseitigen Schulen keinen Unterschied machen solle, ob dem bayrischen oder dem preussischen Regelbuch Folge gegeben sei; allein darin liegt einerseits wieder das Eingeständnis, dass die Abweichungen ohne grundsätzliche Bedeutung sind und leicht hätten vermieden werden können, andererseits aber auch ein bedenklicher Vorgang für das Wiedereinschleichen wenn auch zunächst kleinerer Freiheiten und Willkürlichkeiten.

Hatte Puttkamer bei den übrigen Ministern auf wohlwollendes Entgegenkommen für sein Regelbuch gerechnet, so nahm die Sache durch die schroff ablehnende Haltung des Reichskanzlers, welcher (28. Februar 1880) allen Reichsbehörden die Anwendung der neuen Orthographie streng verbot, eine andere Wendung. Dem betreffenden Erlass folgte demnächst ein Beschluss des preussischen Staatsministeriums, nach welchem die neue Schulorthographie vorderhand nur als solche gelten, im Verkehr der Staatsbehörden untereinander aber bis zur amtlichen Regelung der Angelegenheit der bisherige Usus festgehalten werden soll. Demzufolge war auch der Unterrichts-Minister selbst genötigt, für die ihm untergebenen Dienstzweige durch Erlass vom 29. April 1880 den Gebrauch seiner Rechtschreibung im amtlichen Verkehr, welchen Behörden und Beamte als selbstverständlich bereits vielfach begonnen hatten, zu untersagen, so dass gegenwärtig ein preussischer Schuldirektor oder Schulinspektor in den ihm unterstellten Schulen streng auf die Befolgung der neuen Orthographie halten muss, selbst aber in seinen Berichten. Verfügungen etc. sich ihrer nicht bedienen darf. Das ist, wie man sich's auch zurechtzulegen versucht, ein unerfreulicher Zustand, der ohne grossen Schaden nicht lange andauern kann und darf. (Sander).

6. Die orthographische Frage in neuester Zeit.

Für den weitem Ausbau hat es sogar etwas Tröstliches, dass die jetzt amtliche Schulorthographie so wenig konsequent ist. So kann es für immer nicht bleiben; denn die Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Zustandes kann niemand bestreiten. „Eine Rückkehr zum alten aber ist unmöglich; denn der Stein ist — und nicht

zum mindesten durch Puttkamers in dieser Hinsicht dankenswerte Reform — ins Rollen gebracht. Wir streben sichtlich einer konsequenten Vereinfachung der Schreibung zu. Darum wäre es thöricht, ja es hiesse dem Rad der Zeit in die Speichen greifen, wollte man jetzt zum Rückzuge blasen. Und bis wohin sollte wohl der Rückzug gehen? Giebt es überhaupt noch eine in allen Teilen feststehende Orthographie, zu der wir zurückkehren könnten, falls wir Puttkamer verlassen wollten? Nein, nicht rückwärts, sondern vorwärts heisst die Losung, von der Halbheit und Inkonsequenz unserer Schulorthographie zu einer wirklich durchgreifenden Reform der neuhochdeutschen Schreibung.“

Es darf als ein Zeichen der Zeit betrachtet werden, dass bei der Rechtschreibungsfrage auf dem VII. deutschen Lehrertage zu Frankfurt a|M. auch nicht ein Redner auftrat, welcher dem Bestehenden oder gar der Rückkehr zum alten das Wort gesprochen hätte, sondern alle waren darin einig, dass eine weitergehende Vereinfachung und die möglichste Deckung von Laut und Schriftzeichen zu erstreben sei, damit die Schrift nichts anderes als die Dienerin des Lautes und keineswegs, wie bisher, eigenwillige, zügellose Begleiterin desselben sein darf. Die Anerkennung des hier vertretenen Prinzips ist nicht zu unterschätzen; wie weit dasselbe vorläufig zur Ausführung gelangt, ist minder bedeutend.

Auf den schüchternen ersten Schritt darf nun ein kräftiger zweiter folgen. Unsere Zeit mit ihren grossartigen Neubildungen auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete giebt uns die Zuversicht, dass sie auch unseren Bestrebungen auf orthographischem Felde Heil bringen wird. „Was in der Zeit des Aschenbrödeltums unserer Sprache, im verwelschten 17. Jahrhundert dem Sprachmeister Schottel nicht möglich war, was im vorigen Jahrhundert des Aufschwunges unserer Litteratur trotz

Klopstocks und Vossens Bemühungen unerreicht blieb, das darf, hoffen wir, in unserer Zeit des Morgenrots auf fast allen Lebensgebieten gewiss auf Teilnahme und Unterstützung rechnen.“

Wie im Vorwort bereits angegeben, hat unser Kaiser das Unterrichts-Ministerium beauftragt, die Frikke'schen Grundsätze in weitere Erwägung zu ziehen. Zweifellos ist dieser Anordnung eine genauere Prüfung der Forderungen durch den Monarchen vorangegangen. So steht zu hoffen, dass des Vereins Maximen, wenn auch beschränkt oder erweitert, die Grundlage einer voraussichtlichen Reform bilden werden.

1876 richtete Dr. Frikke ähnliche Vorstellungen, wie solche jetzt Sr. Majestät zugingen, an den damaligen Unterrichtsminister, erhielt dieselben aber mit höchst unfreundlicher Abfertigung unverzüglich zurück. Selbst den Gedanken an eine Abänderung der Orthographie hielt man derzeitig für ein hochverrätherisches Beginnen und den Vorschlag lauttreuer Schreibung für schulmeisterlichen Unsinn.

So ändern sich die Zeiten. Die Morgendämmerung zieht herauf, und lichter Tag wird bald ihr folgen. Wo auch die Frage einer durchgreifenden lauttreuen Orthographie-Reform berührt wird, findet sie immer und immer wieder allseitige und freudige Zustimmung. Werden nicht nun endlich auch die deutschen Schulbehörden diese Angelegenheit pflichtgemäss prüfen und zu ihr Stellung nehmen? Wir hoffen es und rufen ihnen die biblischen Worte zu, die uns unser Grossmeister Pestalozzi so warm ans Herz legt:

„Prüfet Alles, und das Beste behaltet!“



Berichtigung sachl., orth. und gram. Druckfehler.

Seite	5	Zeile	18	von	oben	lies: Isop.
"	7	"	3	"	unten	" Dänen u. Neugriechen.
"	9	"	17	"	oben	" nicht.
"	12	"	7	"	unten	" zählen.
"	—	"	5	"	"	" au.
"	14	"	4	"	"	" tea.
"	16	"	6	"	oben	" der Laut.
"	"	"	13	"	"	" herstellten.
"	"	"	12	"	"	" Verfahrens.
"	19	"	—	"	"	" Unterbrechung.
"	23	"	15	"	unten	" zum.
"	52	"	10	"	oben	" Warszawa.
"	54	"	15, 14	"	unten	" orthographischen.
"	78	"	13, 14	"	"	" Unähnlichkeit.
"	108	"	7	"	"	" beſäftigte.
"	"	"	5	"	"	" velfier.
"	114	"	16	"	oben	" Etymologie.
"	116	"	6	"	"	" Orthographie.
"	118	"	7, 8	"	"	" Zustimmung.
"	"	"	9, 5	"	unten	" phonetische.
"	125	"	9	"	"	" Schrift.

Verzeichnis
des
Stenographischen Verlags
der Firma
Friedrich Geissler (E. Trachbrodt)
in Leipzig.

E. Trachbrodt. Neue Illustrierte Zeitung für Gabelsbergersche Stenographen. Monatlich 1 Nummer von 16 Seiten (Format der „Münchener fliegenden Blätter“). Abonnementspreis halbjährlich nur 3 Mk. Die Zusendung des Blattes erfolgt franko.

Briefwechsel zwischen Gabelsberger und Wigard.

Mit Genehmigung der Erben Wigards herausgegeben von R. Fischer, Geh. Reg.-Rat. gr. 8°. XXII. 138 S. Typendruck. Preis geb. 3,60 Mk.

R. Fischer. Briefe Gabelsbergers an Heger, Posener und Anders. gr. 8°. VIII. 132 S. Typendruck. Mit dem Bildnis des Herausgebers. Preis geb. 3 Mk. Beide Werke sind hochinteressant und sollten sich im Besitz eines jeden Kunstgenossen befinden.

— Stimmen des Lebens. Gedichte in stenographischer Schrift. Preis 1,25 Mk.

Oskar Stephan. Prakt. Diktir- und Lesebuch für Gabelsbergersche Stenographen. Eine notwendige Ergänzung zu jedem Lehrbuch der Satz-

kürzung. Preis geb. 2,50 Mk. Partiepreis für Vereine und Lehrer der Stenographie 12 Explr. 24 Mk. Unentbehrlich für Jeden, der ein flotter Stenograph werden will.

— Lesebuch für stenographische Anfangs- und Fortbildungskurse. Methodisch geordnete Lesestücke. Preis 60 Pf.

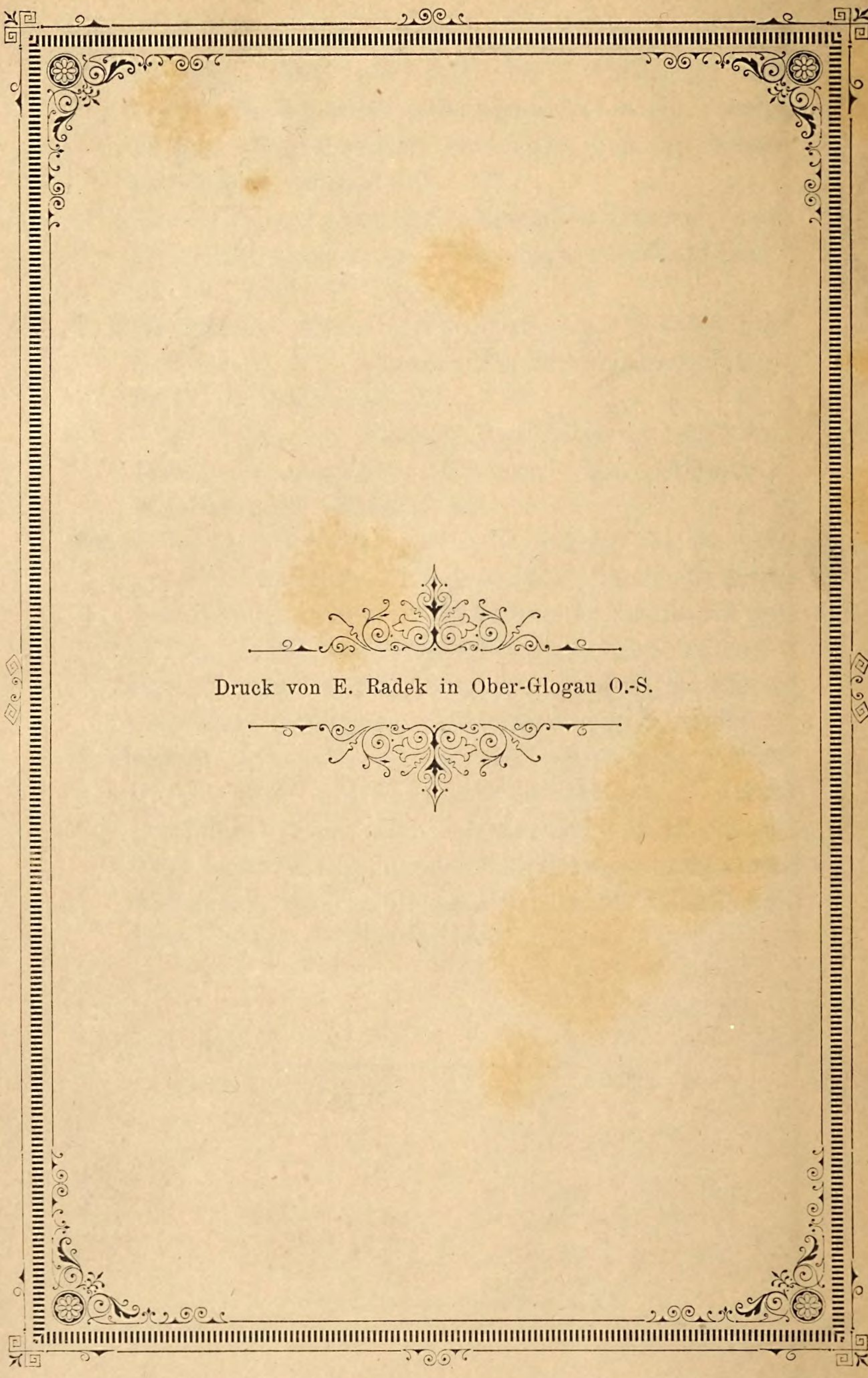
A. Trachbrodt. Maria la Brusca. Novelle von E. Eckstein. In stenographischer Schrift autographiert. Preis eleg. geb. 1,60 Mk.

— Lose Blätter. Ernstes und Heiteres aus den Münchener fliegenden Blättern. Mit zahlreichen Illustrationen. Preis 2 Mk.

Franz Tieze. Humoristische Vorträge für Stenographen aller Systeme, zu halten im gemütlichen Teile stenographischer Festlichkeiten, sowie bei geselligen Zusammenkünften v. Kunstgenossen. Taschenformat. Preis 1 Mk. Sehr unterhaltend, für stenographische Festredner von besonderem Interesse.

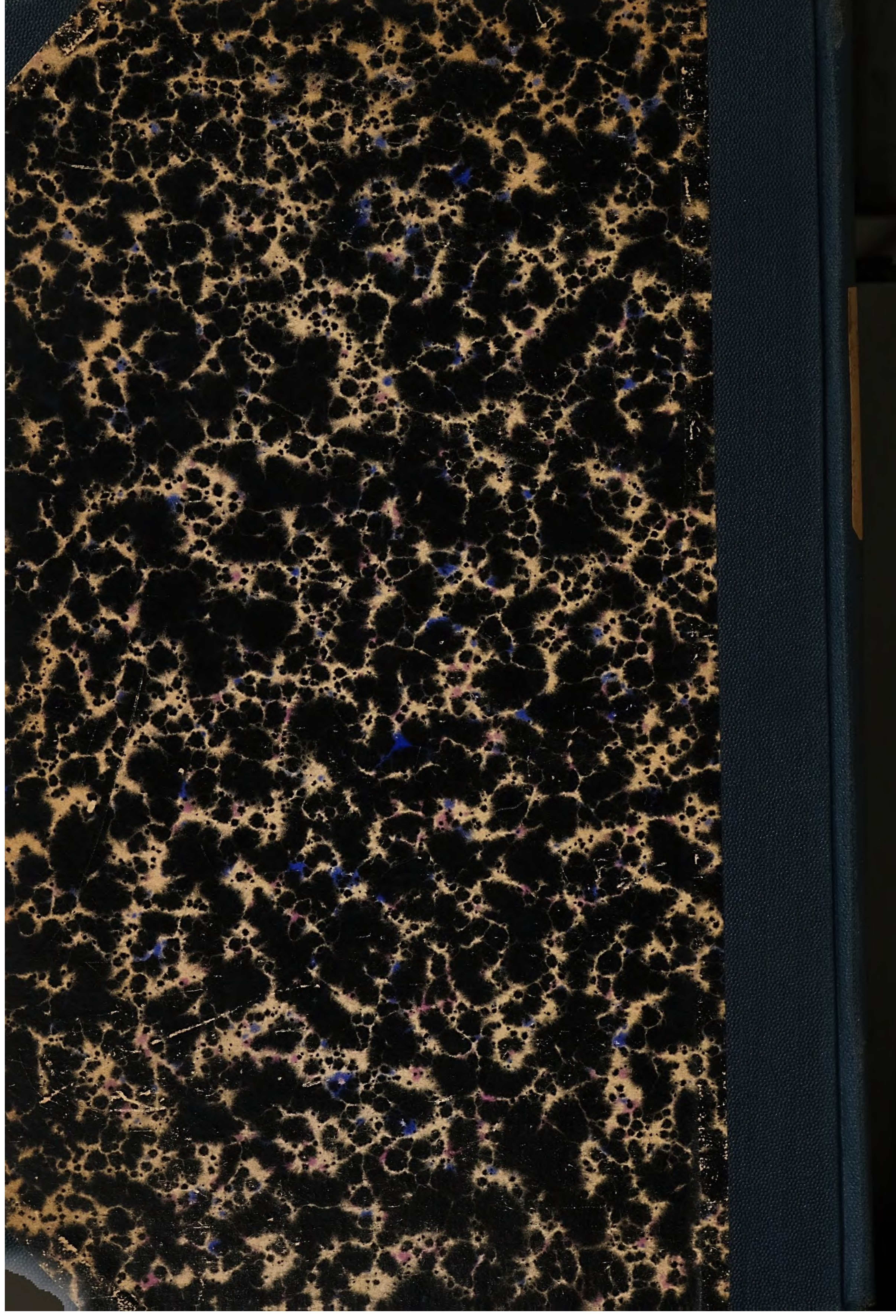
R. Cramer. Erinnerung an die Enthüllung des Gabelsberger-Denkmal in München. Ein prächtiges Album, sauber gebunden, mit 16 Seiten Text und 9 Bildern, darunter 4 photograph. Momentaufnahmen, die Enthüllungs-Feierlichkeit darstellend. Preis 3 Mk. In Typendruck!





Druck von E. Radek in Ober-Glogau O.-S.





Bax, Richard

Vorschläge zur Reform der deutschen Orthographie nach den Grundsätzen der
Phonetik

Leipzig 1891

L.germ. 20 egr

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11643330-8